



Festsitzungen : Festsitzung zum Leibniztag 2016, Festsitzung zum Einsteintag 2016

In: Jahrbuch 2016 / Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (vormals Preußische Akademie der Wissenschaften). – Berlin : 2017, S. 198-245
ISBN: 978-3-939818-72-4

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-27484](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-27484)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



FESTSITZUNGEN

Festsitzung zum Leibniztag 2016

Festsitzung zum Einsteintag 2016

FESTSITZUNG ZUM LEIBNIZTAG 2016

Mit mehr als 600 Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus Wissenschaft, Politik und Gesellschaft fand der diesjährige Leibniztag am 11. Juni im Konzerthaus am Gendarmenmarkt ein breites Interesse. Akademiemitglied Gertrude Lübbe-Wolff, Professorin für Öffentliches Recht an der Universität Bielefeld und Richterin a.D. am Bundesverfassungsgericht sprach in ihrem Festvortrag zum Thema „Das Dilemma des Rechts. Über Strenge, Milde und Fortschritt im Recht“. Es wurden die höchsten Auszeichnungen der Akademie vergeben: Akademiepräsident Martin Grötschel verlieh die Helmholtz-Medaille an den US-amerikanischen Philosophen deutscher Abstammung Nicholas Rescher (Pittsburgh) für dessen überragendes wissenschaftliches Lebenswerk sowie die Leibniz-Medaille an Andreas Barner (Präsidenten des Stifterverbandes) für sein außerordentliches und erfolgreiches Engagement als Mittler zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Jochen Brüning, Vorsitzender der Preisträgerfindungskommission, zeichnete den 28-jährigen Mathematiker Peter Scholze (Bonn) mit dem mit 50.000 € dotierten Akademiepreis aus. Vizepräsidentin Annette Grüters-Kieslich stellte die neuen Mitglieder der Akademie vor (s. Kapitel Zuwahlen). Das Saxophon-Quintett „five in a row“ begrüßte die Gäste und bildete unter anderem mit einem Beatles Medley und einem Medley aus der Dreigroschenoper den musikalischen Rahmen des Festprogramms.

Verleihung der Helmholtz-Medaille an Nicholas Rescher

MARTIN GRÖTSCHEL

Die Helmholtz-Medaille wird in diesem Jahr an Herrn Professor Dr. Dr. h. c. mult. Nicholas Rescher in Anerkennung seines überragenden wissenschaftlichen Lebenswerks verliehen.

Nicholas Rescher gehört zweifelsohne zu den prominentesten Philosophen unserer Zeit. Als Vertreter des „Pragmatic Idealism“ verbinden seine Arbeiten klassische Fragestellungen der Philosophie sowie deutsche und englische idealistische Positionen mit Methoden klassischer pragmatischer, aber auch analytischer Philosophie. Er ist mithin ein Brückenbauer zwischen unterschiedlichen Traditionen der Philosophie und ein ausgewiesener Kenner der Philosophiegeschichte, der kontinentale Traditionen in die angelsächsische Philosophie einbringt und auch für seine eigene systematische Philosophie nutzbar macht.

Nicholas Rescher wurde 1928 in Hagen geboren. Seine Familie emigrierte 1938 aus politischen Gründen in die USA. Dort studierte er am New Yorker Queens College und an der Princeton University Mathematik und Philosophie. In Princeton wurde er auch 1951 mit gerade einmal 22 Jahren im Fach Philosophie promoviert. Alsdann arbeitete er als Mathematiker an einem der amerikanischen Think Tanks, der RAND Corporation in Santa Monica, die in der damaligen Zeit auch die weltweit überragende Forschungseinrichtung in meinem eigenen Fachgebiet, der mathematischen Optimierung, war. Auf eine erste Professur im Jahre 1957 an der Lehigh-University in Bethlehem, Pennsylvania, folgte 1961 die Berufung an die University of Pittsburgh, der er seitdem als Distinguished University Professor of Philosophy verbunden blieb. Zusammen mit Adolf Grünbaum gründete und leitete er dort auch ein bedeutendes Zentrum für Wissenschaftstheorie. 1977 wurde er Fellow am Corpus Christi College in Oxford.

Nicholas Reschers Werk ist von einer staunenswerten systematischen und historischen Breite. In mehr als einhundert Monographien, zum Teil in mehrere Sprachen übersetzt, umfasst sein Schaffen nahezu das gesamte Spektrum der theoretischen Philosophie von der Logik über die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie bis hin zu Wahrheitstheorie, Ontologie und Metaphysik.

Am Beginn seiner Arbeiten standen Beiträge zur Geschichte der Logik, insbesondere der arabischen Traditionen, die über die mittelalterliche Philosophie auch das abendländische Denken geprägt haben. Im Rahmen dieses Schwerpunktes entstanden zwei bis heute beachtete Veröffentlichungen: „The Development of Arabic Logic“ (1964) und „Studies in Arabic Philosophy“ (1968). Neben den historischen Arbeiten stehen aber auch Beiträge zur Logik selbst: So hat er beispielsweise den sog.

„Rescher quantifier“ entwickelt; hinzu kommen Arbeiten zu mehrwertigen Logiken, zur induktiven Logik, zur Wahrscheinlichkeitstheorie sowie zu quantitativen Zugängen zur Erkenntnistheorie. Nicholas Rescher gilt zudem mit zwei Kollegen der RAND Corporation, nämlich Olaf Helmer und Norman Dalkey, als Erfinder des sogenannten Delphi-Verfahrens zur systematischen Befragung und Vorhersage. Wesentliche Vorarbeiten hat Rescher auch für die Rekonstruktion der Chiffrier- und Dechiffriermaschine, der „Machina Deciphatoria“, von Gottfried Wilhelm Leibniz geleistet, die in Hannover gezeigt wird.

Ein weiteres zentrales Feld, auf dem Nicholas Rescher gearbeitet hat, ist die Wahrheitstheorie und ihre Bedeutung für die Wissenschaftstheorie. Dabei betont er den Charakter von Wissenschaft als Prozess der Wahrheitsuche nach allgemein verbindlichen Standards. Rescher gilt als einer der prominentesten Vertreter der Kohärenztheorie der Wahrheit sowie der Prozessphilosophie; seine 1973 erschienene Monographie „The Coherence Theory of Truth“ avancierte zum Standardwerk. Bereits 1964 gründete er das „American Philosophical Quarterly“, welches inzwischen als eines der wichtigsten englischsprachigen Publikationsorgane für fachwissenschaftliche Philosophie gilt. Publikumswirksam und gleichermaßen vergnüglich wie anregend zu lesen, veröffentlichte er 2015 „A Journey Through Philosophy in 101 Anecdotes“.

Nicholas Reschers Werk ist in vielfältiger Hinsicht gewürdigt worden; zahlreiche Ehrendokorate, u. a. der Universitäten Konstanz und seiner Geburtsstadt Hagen, Gastprofessuren sowie Mitgliedschaften verschiedenster wissenschaftlicher Gesellschaften zeugen von der hohen Wertschätzung, die ihm weltweit entgegengebracht wird: So erhielt er 1984 den Humboldt-Forschungspreis, 2005 den Prix Mercier, und im Jahr 2011 wurde er mit dem Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Nicholas Rescher hat den enzyklopädischen Anspruch der Philosophie auf beeindruckende Weise realisiert und zudem das schwierige Gespräch zwischen verschiedensten philosophischen Traditionen international stets in Gang gehalten.

Indem die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften Professor Nicholas Rescher mit der Helmholtz-Medaille als der höchsten ihr zur Verfügung stehenden Auszeichnung ehrt, würdigt sie dessen überragendes wissenschaftliches Lebenswerk.

Verleihung der Leibniz-Medaille an Andreas Barner

MARTIN GRÖTSCHEL

Mit der Verleihung der Leibniz-Medaille an Herrn Professor Dr. Dr. Andreas Barner würdigt die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften dessen herausragende Verdienste um die Förderung der Wissenschaften.

Andreas Barner hat eine hohe und lange Affinität zur Wissenschaft und ist gleichzeitig langjähriger Leiter eines forschenden Unternehmens. Seit vielen Jahren vermittelt er äußerst erfolgreich und in vorbildlicher Weise zwischen Wissenschaft und Wirtschaft.

Andreas Barner wurde 1953 in Freiburg im Breisgau geboren. Er studierte Medizin an der Universität Freiburg sowie Mathematik an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich. In beiden Fächern wurde er promoviert, und zwar 1983 in Mathematik zur Frage der „Globalen Symmetrie von stochastischen Teilchen-Bewegungen mit lokal symmetrischer Interaktion“ und 1985 in Medizin mit einer Arbeit über „Das Plattenepithelkarzinom des Ösophagus“.

Nach einer Assistentenzeit an der ETH Zürich wechselte er zur damaligen Ciba-Geigy AG nach Basel, wo er zuletzt das Entwicklungsgebiet „Entzündung/Knochen- und Allergiekrankheiten“ leitete. 1992 trat er in das traditionsreiche Pharmaunternehmen Boehringer Ingelheim GmbH ein und wurde dort 1999 Mitglied, 2009 Sprecher und 2012 Vorsitzender der Unternehmensleitung. Dabei oblag ihm die Verantwortung des Unternehmensbereichs Personal und Pharma-Forschung, Entwicklung und Medizin. Zum 30. Juni 2016 wird er aus dieser Funktion ausscheiden und in den Gesellschafterausschuss von Boehringer wechseln.

Andreas Barner ist gleichermaßen in der Wirtschaft wie in der Wissenschaft beheimatet. Er gehört zahlreichen Wissenschafts- und Wirtschaftsgremien an: So wurde er 2007 zum Mitglied des Wissenschaftsrates berufen, und er war auch langjähriges Mitglied des Senats der Helmholtz-Gemeinschaft.

Seit 2013 ist Andreas Barner Präsident des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft.

Des Weiteren ist er u. a. Präsidialmitglied des Bundesverbandes der Deutschen Industrie und Mitglied des Kuratoriums des Fonds der Chemischen Industrie. Darüber hinaus ist er Vizepräsident der

Max-Planck-Gesellschaft, deren Senat und Verwaltungsrat er ebenfalls angehört, langjähriges Mitglied des Senats der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina und Mitglied des Präsidiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Er ist Vorsitzender des Hochschulrates der Universität Mainz und wurde im vergangenen Jahr auch zum Vorsitzenden des Universitätsrates seiner Alma Mater Freiburg gewählt. Seit dem Frühjahr 2015 ist Andreas Barner außerdem, gemeinsam mit dem Präsidenten der Fraunhofer-Gesellschaft, Reimund Neugebauer, Vorsitzender des Hightech-Forums, d. h. des neuen Beratungsgremiums zur Umsetzung der Hightech-Strategie der Bundesregierung.

In diesen Positionen ist Andreas Barner seit langen Jahren jedoch nicht nur ein ausgewiesener Mittler zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, sondern er sieht auch den Dialog mit der Gesellschaft über Fragen der Ethik von Forschung und Industrie, des nachhaltigen Wirtschaftens und der Chancengleichheit beim Zugang zu Bildung als dauerhaft wichtig an. Sein langjähriges persönliches Engagement manifestierte sich u. a. in seiner Präsidentschaft beim 35. Deutschen Evangelischen Kirchentag 2015 in Stuttgart, dessen Präsidium er ebenso wie dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland angehört.

Im Rahmen seiner vielfältigen Tätigkeiten eröffnete Andreas Barner neue Perspektiven und setzte bundesweit Akzente für Entwicklungsprozesse in Wissenschaft und Bildung. Er ist zutiefst davon überzeugt, dass Wissenschaft, Forschung und Bildung für das Fortkommen unserer Gesellschaft essentiell sind. Getragen von den Menschen sind sie Garanten für die Lebens- und Zukunftsfähigkeit einer selbständigen, selbstbestimmten Gesellschaft.

Andreas Barners zahlreiche Verdienste um die Förderung von Forschungsstandorten in Deutschland sind 2009 mit der Ehrendoktorwürde der Universität Mainz und 2011 mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland gewürdigt worden. 2008 wurde ihm der Titel des Professors durch den österreichischen Bundespräsidenten verliehen.

Indem die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften Professor Andreas Barner ihre Leibniz-Medaille verleiht, würdigt sie dessen außerordentliches und erfolgreiches Engagement als Mittler zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft.

Verleihung des Akademiepreises an Peter Scholze

JOCHEN BRÜNING

Den Akademiepreis für das Jahr 2016 erhält Peter Scholze aus Bonn für seine bahnbrechenden Beiträge zu grundlegenden Fragen der modernen Mathematik. Deshalb gehört Scholze bereits zu den richtungsweisenden Mathematikern unserer Zeit, obwohl er erst 28 Jahre alt ist. Ich möchte Ihnen unseren Preisträger nun kurz vorstellen.

Peter Scholze wurde 1987 in Dresden geboren. Seine erste mathematische Ausbildung erhielt er an der Berliner Heinrich-Hertz-Schule. Das Mathematikstudium begann er an der Universität Bonn, wo er sich unter der Anleitung von Michael Rapoport auch dessen Arbeitsgebiet zuwandte, das an der Schnittstelle zwischen der Arithmetischen Algebraischen Geometrie und der Theorie der automorphen Formen liegt. Wie die Bezeichnung andeutet, verbinden sich in den hier behandelten Problemen Fragestellungen und Methoden von Arithmetik, Algebra, Geometrie und Analysis, was den Reiz, aber auch die Schwierigkeit der Forschungsarbeit ausmacht. Ihr Ausgangspunkt sind klassische Fragen der Geometrie und der Funktionentheorie des 19. Jahrhunderts. Die bis heute entwickelten Methoden führen aber nicht nur zu immer abstrakteren Theorien, sondern auch zur Lösung klassischer Probleme wie dem von Fermat (wofür Andrew Wiles gerade den Abel-Preis erhalten hat). Viele Mathematiker trauen es gerade diesem Gebiet zu, die eben erwähnten generellen, aber doch recht verschiedenartigen Grundformen der Mathematik unter gemeinsamen Gesichtspunkten näher zusammenzuführen. Peter Scholze hat das Mathematikstudium nach fünf Semestern 2010 mit dem Master abgeschlossen. In seiner Masterarbeit gab er einen neuen, sehr einfachen und effektiven Beweis der sogenannten lokalen Langlands-Vermutung, der bereits hochrangig publiziert und weithin als grundlegend angesehen wurde. Mit der zwei Jahre später vorgelegten Dissertation erreicht er dann die Qualität eines wahren Durchbruchs im Rahmen des gesamten Gebietes, durch seine Theorie der sogenannten Perfektoiden Räume. Damit konnte er ein seit mehr als dreißig Jahren offenes Problem, das als „Weight Monodromy Conjecture“ (aufgestellt von Pierre Deligne, einem Träger der Fields-Medaille) bekannt geworden ist, in einer Reihe von wichtigen Fällen lösen. Seitdem schließt sich eine bedeutende Arbeit an die nächste an, und es scheint, dass die Entwicklung noch lange nicht beendet ist – die Mathematik wird wohl von Scholzes Arbeit noch lange und nachhaltig profitieren.

Noch im Jahr der Promotion wurde Peter Scholze aufgrund seiner außerordentlichen Leistungen auf einen der herausgehobenen „Hausdorff Chairs“ am Mathematischen Institut der Universität Bonn berufen, wo er seitdem tätig ist. Die Bonner Atmosphäre scheint für ihn nach wie vor ideal

zu sein, denn Rufe z. B. an das MIT oder die Princeton University nahm er nicht an. Jeweils als erster Deutscher erhielt er 2011 das Clay Fellowship der Clay Foundation, 2013 den Prix Peccot des Collège de France, 2014 den Clay Research Award und 2015 den Cole Prize for Algebra der American Mathematical Society. 2012 war er Invited Speaker at „Current Developments in Mathematics“ an der Harvard Universität und erhielt den Hausdorff-Preis. 2013 folgte der Sastra Ramanujan Prize, 2014 die Ramanujan Lectures (beides am TATA Institute in Bombay), die Marston Morse Lecture des IAS Princeton, eine Invited Section Lecture beim Internationalen Mathematikkongress in Seoul, eine Takagi Lecture in Tokio sowie das „Chancellor’s Professorship“ der Universität von Berkeley. Im Jahr 2015 erhielt Scholze den bedeutenden Ostrowski-Preis der Ostrowski-Stiftung in Basel, 2016 folgte der Leibniz-Preis der DFG. Mit dem Akademiepreis erhält Scholze aber zum ersten Mal einen Preis, der nicht speziell für Mathematiker gedacht, sondern für alle Wissenschaften offen ist. Damit besitzt der Akademiepreis eine Sonderstellung unter allen Peter Scholze bisher verliehenen Auszeichnungen, während die erste Ehrung eines Mathematikers mit dem Akademiepreis auf einen ganz außergewöhnlichen Kandidaten fällt.

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften zeichnet aber nicht allein Scholzes mathematische Leistungen im fachtechnischen Sinn aus, sondern vor allem auch seinen Denkstil, als das wissenschaftliche Prinzip hinter seinen großartigen Ergebnissen. Der Doktorvater Michael Rapoport beschreibt Scholzes Denkstil so: „Bemerkenswert ist die frappierende Einfachheit seiner Ideen, obgleich die Ausführung dieser Ideen große technische Fähigkeiten verlangt – über die Scholze unbegrenzt zu verfügen scheint –, sind doch die Ausgangsidee und das endgültige Resultat so einleuchtend und elegant wie die Mathematik, die wir von unseren Klassikern kennen.“

Wir gratulieren herzlich und sind gespannt auf weitere Entwicklungen!

Ansprache des Akademiepreisträgers

PETER SCHOLZE

Es ist eine außerordentliche Ehre und Freude, den Akademiepreis der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zu erhalten.

Als ich den Anruf empfang, dass ich diese hohe Auszeichnung erhalten soll, war ich etwas verwundert und beschämt – stehe ich doch noch ganz am Anfang meiner wissenschaftlichen Laufbahn. In der Tat befinde ich mich, nach meinem eigenen Empfinden, noch in der Lernphase, und fange gerade erst an, originell zu forschen. Für meine Forschungen habe ich inzwischen eine ungefähre Marschrichtung und ich sehe diesen Preis als Bestätigung und Ermutigung, diesen Weg mit Mut zu beschreiten. Ich kann nur hoffen, den hohen Erwartungen gerecht zu werden.

Ich sehe diese Auszeichnung gleichzeitig als Anerkennung und Wertschätzung der gesamten Mathematik, deren Grundlagenforschung trotz hoher Abstraktion und häufig völliger Losgelöstheit von praktischen Problemen immer wieder unerwartete Anwendungen findet.

Danken möchte ich zunächst meiner wundervollen Frau und meiner Tochter, insbesondere dafür, dass sie es mit mir aushalten, obwohl ich 90 Prozent der Zeit geistig abwesend bin. Außerdem möchte ich den Personen danken, die mir so viel beigebracht haben, über die Mathematik und über die Welt: meinen Eltern, den Lehrern vom Heinrich-Hertz-Gymnasium, Professor Klaus Altmann, und, last but not least, Professor Michael Rapoport als akademischer Vater. Es freut mich außerordentlich, dass sie heute hier anwesend sind.



IMPRESSIONEN VOM LEIBNIZTAG 2016

oben links: Nicholas Rescher
oben rechts: Andreas Barner und Martin Grötschel
Mitte: der gut besuchte Festsaal
unten rechts: Peter Scholze und Jochen Brüning
(Fotos: BBAW, Judith Affolter)



Bericht des Präsidenten

MARTIN GRÖTSCHTEL

Sehr geehrte Damen und Herren,

Sie haben bisher schon den großartigen Festvortrag von Frau Professor Gertrude Lübbe-Wolff gehört, die Verleihung unserer wichtigsten Preise an herausragende Persönlichkeiten miterlebt, die neuen Mitglieder unserer Akademie kennengelernt und schwungvolle Musik gehört. Nun kommen wir zum „wirklichen Höhepunkt“ der Veranstaltung, denn ich bin fast sicher, dass Sie hauptsächlich wegen des Berichts des Präsidenten hierhergekommen sind.

1. Überblick

Ich hatte für diesen Tag schon eine lange Rede mit einem Überblick über die gesamte Wissenschaft und die Positionierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie in diesem Zusammenhang vorbereitet, einschließlich der Darlegung aller unserer Pläne und eines Überblicks dessen, was wir im vergangenen Jahr gemacht haben. Aber vor genau zwölf Tagen habe ich eine Rede dieser Art vom chinesischen Präsidenten Li Jinping in der Halle des Volkes in Beijing gehört und dachte mir im Anschluss, das kannst du an einem Samstagmittag, an dem die Besucher schon durstig und hungrig sind, einfach nicht machen.

Und so habe ich mich entschieden, nicht über all das zu sprechen, was Sie von mir vermutlich erwarten und von dem Sie in letzter Zeit fast täglich in der Zeitung lesen konnten: Ja, die BBAW hat sich entschlossen, sich zusammen mit der Leopoldina über mit dem Thema „Migration und Integration“ zu befassen. Und ja, die BBAW hat mehrfach zur Exzellenzinitiative Stellung bezogen, Panels veranstaltet und Vorschläge gemacht.

Ich erspare Ihnen die Details und erläutere Ihnen auch nicht unsere Denkanstöße zur „Entwicklung von Forschung und Lehre zur Sozialpolitik an Universitäten in der Bundesrepublik Deutschland“, die zur Initiierung eines Förderprogramms des Bundesarbeitsministeriums in Höhe von 10 Mio € für fünf Jahre geführt haben.

Aber ich fühle mich dennoch verpflichtet, Ihnen einen kurzen Überblick über einige Highlights der Aktivitäten der BBAW zu geben und hoffe, dass ich Themen ausgewählt habe, die Sie auch interessieren.

2. Ein bisschen Statistik

Drei Akademienvorhaben, die die BBAW über viele Jahre beschäftigen werden, sind neu bewilligt worden, nämlich: die „Bernd Alois Zimmermann Gesamtausgabe. Historisch-kritische Ausgabe seiner Werke, Schriften und Briefe“, „Der Österreichische Bibelübersetzer. Gottes Wort deutsch“ sowie die „Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA). Fertigstellung in neukonzipierter Form“.

Vier Akademienvorhaben wurden im Berichtszeitraum beendet: der „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen – Goedekes Grundriss“, die „Jahresberichte für deutsche Geschichte“, die „Marx-Engels-Gesamtausgabe“ (MEGA), „Preußen als Kulturstaat“.

Damit werden an unserer Akademie derzeit 23 Akademienvorhaben durchgeführt, die aus dem vom Bund und den Ländern getragenen Akademienprogramm zur Förderung geistes- und sozialwissenschaftlicher Langzeitvorhaben finanziert und von der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften koordiniert werden.

Ich verzichte an dieser Stelle auf die Nennung der 37 derzeit von der BBAW durchgeführten weiteren Vorhaben, welche Personal- und Sachmittel von einer Vielzahl von privaten und staatlichen Drittmittelgebern erhalten, und auf die beinahe 100 weiteren Drittmittelwerbungen zur Finanzierung von Tagungen, Publikationen, öffentliche Veranstaltungen, etc.

Derzeit sind sieben interdisziplinären Arbeitsgruppen, die von den Mitgliedern der Akademie initiiert und aus dem Grundhaushalt der BBAW finanziert werden, aktiv. Zwei davon, nämlich – „Zitat und Paraphrase“ und „Zukunft des wissenschaftlichen Kommunikationssystems“ – wurden im Berichtszeitraum erfolgreich beendet und haben ihrerseits Bände publiziert, die auf öffentliche Aufmerksamkeit gestoßen sind.

Die BBAW wirkt ferner als Trägerin verschiedener Projekte und Institutionen und unterstützt diese bei ihrer Arbeit. Genannt seien hier die Geschäftsstellen der Global Young Academy (GYA), der Arab- German Young Academy (AGYA), des Deutschen Ethikrates, des Wissenschaftspreises des Regierenden Bürgermeisters von Berlin und die konzeptionell gemeinsam mit der Leopoldina getragene Junge Akademie.

Die BBAW hatte am 1. Juni 2016 347 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, davon 64 studentische Hilfskräfte. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Akademie 358 Mitglieder, davon 173 Ordentliche nicht entpflichtete.

Ganz grob gerundet beläuft sich der Haushalt der BBAW auf 20 Millionen Euro pro Jahr, rund 5 Millionen Euro erhält die Akademie von den Ländern Berlin und Brandenburg als Grundhaushalt,

10 Millionen Euro werden aus dem Akademienprogramm eingeworben, 5 Millionen Euro von weiteren Drittmittelgebern.

3. Inscriptiones Graecae

Lassen Sie mich nun auf unser ältestes Akademienvorhaben eingehen – die „Inscriptiones Graecae“. Wie vielen unter Ihnen sicherlich bekannt ist, liegen uns schriftliche Dokumente über (das klassische) Griechenland über mehrere Jahrhunderte hinweg nur in Form von Inschriften vor. Alle Papier- oder Pergamentdokumente sind entweder verrottet, verbrannt oder anderweitig verschwunden. Allein Inschriften auf Stein oder Metall haben überdauert und sind die spärlichen schriftlichen Zeugnisse der griechischen Geschichte dieser Epoche.

Diese Inschriften werden von unserem Akademienvorhaben „Inscriptiones Graecae“ (unter Mitwirkung vieler anderer Kolleginnen und Kollegen) in der griechischen Welt gesucht. Von diesen Inschriften werden sogenannte Abklatsche gefertigt, die dann dokumentiert und publiziert werden und somit die Grundlage weitergehender historischer Forschung bilden.



Abb. 1 und 2: Die Goldene Ehrenmedaille

Ich berichte über die „Inscriptiones Graecae“ an dieser Stelle nicht, weil das Vorhaben mehr als 200 Jahre alt ist, sondern weil es in diesem Jahr eine außergewöhnliche Ehrung erfahren hat. Dem Vorhaben ist von der Athener Akademie die Goldene Ehrenmedaille – siehe Abbildung 1 und 2 – verliehen worden, welche dem zuständigen Arbeitsstellenleiter, Professor Klaus Hallof, genau am Tage des 201. Geburtstages des Projektes in Athen überreicht wurde.

Die Begründung für die Vergabe dieser Medaille ist so außergewöhnlich positiv, dass ich sie Ihnen nicht vorenthalten möchte. Ich zitiere daher einige Textpassagen aus der Laudatio der Athener Akademie, welche Basilios Ch. Petrakos, der Generalsekretär der Akademie und zugleich langjähriger Generalsekretär der Griechischen Archäologischen Gesellschaft vorgetragen hat:

„Nur wenige Jahre vor dem Befreiungskrieg entstand der Gedanke einer Sammlung aller antiken griechischen Inschriften, die sich verstreut in den Büchern der frühen Reisenden fanden. [...] Ein Jahr vor der Gründung der ‚Philomusischen Gesellschaft‘ in Athen hat der deutsche Professor August Boeckh, Historiker und Gräzist, den Plan einer Sammlung der Texte aller bekannten griechischen Inschriften und ihrer Veröffentlichung in einem sog. Corpus gefasst. Diesen Plan billigte die Akademie der Wissenschaften am 24. März 1815, also auf den Tag genau 201 Jahre vor der heutigen Festversammlung. [...]

Für all das, was ich ausgeführt habe, [...] verleiht die Akademie von Athen die goldene Medaille an das wissenschaftliche Vorhaben *Inscriptiones Graecae* der Akademie in Berlin, die die Reihe der Corpusbände seit 200 Jahren ohne Unterbrechung herausgibt, [...] und damit den Reichtum der antiken griechischen Inschriften sammelt und bewahrt, die wichtigste Grundlage unseres Wissens über Geschichte, Kunst, Völker, Gesetze, öffentliches und privates Leben der alten Griechen. Zu Recht kann die Berliner Akademie die Verse des Lateinischen Dichters [Horaz] auf sich beziehen: ‚Ich habe errichtet ein Denkmal, dauerhafter als Erz, höher als der Bau der königlichen Pyramiden, das nicht der nagende Regen, der maßlose Nordwind auslöschen können noch die unzählige Abfolge der Jahre oder die Zeitläufe‘“.

Als jemand, dessen sprachliche Ausdruckskraft beschränkt ist, kann ich Horaz einfach nur bewundern. Hätten Sie hohes Lob so poetisch formulieren können? Einfach großartig!

Um Ihnen einmal eine Vorstellung eines solchen Inschriftensteins zu vermitteln, zeige ich Ihnen in Abbildung 3 eine Inschrift von der Insel Chios, die 2.300 Jahre alt und gleichzeitig hoch aktuell ist. Die Inschrift wird auf das Jahr 334 v. Chr. datiert. In den politisch schwierigen Jahren zuvor – die Stadt befand sich im Spannungsfeld zwischen Makedonen und Persern hatte es Auseinandersetzungen unter den Bürgern von Chios vielleicht bis hin zum offenen Bürgerkrieg gegeben; jedenfalls gab es Flüchtlinge und Verbannte. Nach Alexanders Sieg über die Perser in der Schlacht am Granikos im Jahre 334 v. Chr. unternahm er energische Schritte zur Befriedung.

Zentrales Problem war dabei die Reintegration der Exilanten. Im Falle von Chios griff der König massiv in die Legislative ein, in anderen Fällen überließ er die Ausführung den lokalen Behörden. Die diesbezüglichen Erfahrungen wirkten nach: Im Jahre vor seinem Tod (324) befahl der König in seinem sogenannten Verbanntendekret reichsweit die Repatriierung aller Flüchtlinge.



Abb. 3: Inschriftenstein von der Insel Chios

Die Übersetzung des Textes dieser Inschrift lautet folgendermaßen: „Die Exilanten aus Chios sollen alle zurückkehren; die bestimmende Staatsform soll in Chios die Demokratie sein. Zu wählen sind ‚Gesetzsreiber‘ mit dem Auftrag, aufzuzeichnen und zu verbessern die Gesetze, damit nichts entgegensteht der Demokratie und oder der Rückkehr der Exilierten. Die korrigierten oder (neuen) Gesetzestexte sind Alexander zuzuleiten. [...]

Wenn es Differenzen gibt zwischen den Zurückgekehrten und den (Bürgern) der Stadt, sollen sie hierüber ein Urteil bekommen bei uns. Bis die Chier sich ausgesöhnt haben, soll bei ihnen eine Besatzung liegen von König Alexander, in ausreichender Stärke. Ihr Unterhalt obliegt den Chiern.“

Ihnen fällt sicherlich auf, dass politisches Handeln seinerzeit etwas einfacher war als heute.

4. Digital Humanities

Vor einem Jahr habe ich in meiner Ansprache im Rahmen des Leibniztages erläutert, dass man unter der Bezeichnung Digital Humanities die Bemühungen zum Einsatz von Informationstechnologie, Mathematik und Informatik in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften zusammenfasst.

Da derzeit die Medien fast täglich über Open Access, Open Science und Digital Humanities berichten, werde ich das nicht auch noch tun, sondern nur erwähnen, dass das Abgeordnetenhaus von Berlin eine Open-Access-Strategie verabschiedet hat und die Europäische Union im Bereich Open Science aktiv geworden ist, ein Buch – Taubert, Niels und Weingart, Peter (Hrsg.) (2016): Wissenschaftliches Publizieren: Zwischen Digitalisierung, Leistungsmessung, Ökonomisierung und medialer Beobachtung, Berlin – einer interdisziplinären Arbeitsgruppe der BBAW zu diesem Thema ist gerade erschienen. Viele Dinge gehen in diesem Bereich erfreulicherweise in die richtige Richtung, aber ich kommentiere das heute nicht weiter.

Zum Schluss dieses Abschnitts zeige ich Ihnen noch die Abbildung 4.

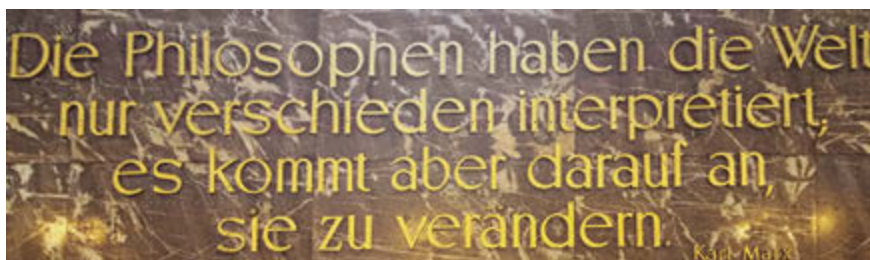


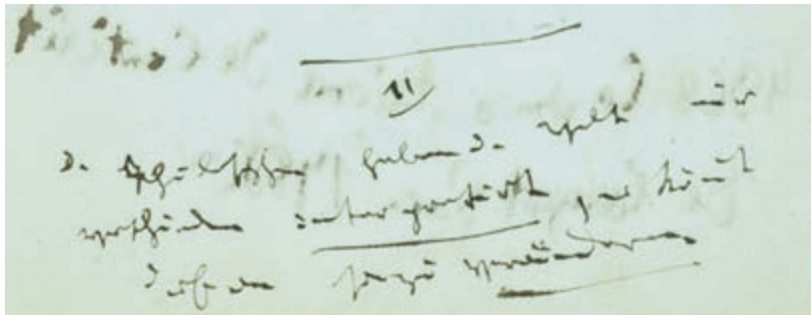
Abb. 4: Zitat von Karl Marx im Hauptgebäude der Humboldt-Universität zu Berlin (Foto: Martin Grötschel)

5. Die Marx-Engels-Gesamtausgabe

Wer das Hauptgebäude der Humboldt-Universität betritt, kann dieses Marx-Zitat nicht übersehen. Der Beginn der TELOTA-Initiative der BBAW im Jahr 2001 ist mit diesem Zitat verknüpft. Die Frage lautete damals: Ist das Zitat korrekt? Unser Akademienvorhaben „Marx-Engels-Gesamtausgabe“ (kurz: MEGA) kann die Antwort darauf geben.

Die Thesen von Karl Marx über Ludwig Feuerbach wurden in der MEGA2 im Jahr 1998 (Bd. IV/3) erstmals in ihrem authentischen Kontext und in ihrer authentischen Form gedruckt. Sie finden sich im Original in einem Notizbuch von Marx und wurden von ihm nicht veröffentlicht. Die Entzifferung des Originals lautet (MEGA IV/3, S. 21): „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretirt, es kömmt drauf an sie zu verändern.“

Abb. 5: Das Originalzitat aus einem Notizbuch von Karl Marx (Foto: IISG, Amsterdam)



Erst Friedrich Engels hat sie nach dem Tod von Marx 1888 im Anhang seiner Schrift über Ludwig Feuerbach veröffentlicht, als „genialen Kern der neuen Weltanschauung“ interpretiert und dabei leicht modifiziert (MEGA I/30, S. 794): „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretirt; es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“

Im Marxismus wurden die Feuerbach-Thesen dann über Jahrzehnte im Kontext der „Deutschen Ideologie“ gedruckt, obgleich sie ein halbes Jahr früher entstanden sind, nämlich im April 1845, und dort nicht hingehören. Die Lösung der Frage war also gar nicht so einfach.

Wie steht es denn nun um die Marx-Engels-Texte insgesamt? Es wäre schon gut, so meine ich, die Originaltexte von Personen zu kennen, die mit ihren Schriften die Welt verändert haben.

Die Geschichte der Arbeit an der MEGA-Edition beginnt etwa vor einhundert Jahren. Die Idee einer Marx-Engels-Gesamtausgabe geht auf David Rjazanov zurück. Dieser russische Gelehrte begann in den 1920er Jahren in Moskau mit der Edition einer auf 42 Bände geplanten Marx-Engels-Gesamtausgabe, die in Frankfurt und Berlin verlegt wurde und von der ab 1927 zwölf Bände erschienen waren, bevor

die Ausgabe in den 30er Jahren abgebrochen und Rjazanov und andere Editoren 1938 exekutiert wurden. Editionsarbeit kann offenbar auch gefährlich sein.



Abb. 6: Die „Marx-Engels-Gesamtausgabe“
(Foto: Martin Grötschel)

Die Begründung für den Abbruch der MEGA lautete offiziell auf Hochverrat; der eigentliche Grund lag aber vielmehr im Konzept einer Gesamtausgabe, die sämtliche Texte in authentischer Form präsentieren sollte. So wurden hier beispielsweise die Marx'schen Frühschriften, wie die ökonomisch-philosophischen Manuskripte, erstmals publiziert. Das war jedoch nicht im Parteisinne, da sie die Herkunft und Verwurzelung von Marx in der Philosophie des deutschen Idealismus offenlegten.

Die MEGA wurde deshalb abgebrochen und umgehend eine linientreue und selektierte russische Werkausgabe (die russische Sočinenija) vorgelegt, in der z.B. die philosophischen Frühschriften nicht mehr enthalten waren.

Die russische Sočinenija diente dann als Vorlage für zahlreiche Marx-Engels-Werkausgaben, nicht nur für die chinesische und englische Ausgabe, selbst die deutschen „Marx-Engels-Werke“ (bekannt als MEW) beruhen auf dieser russischen Edition.

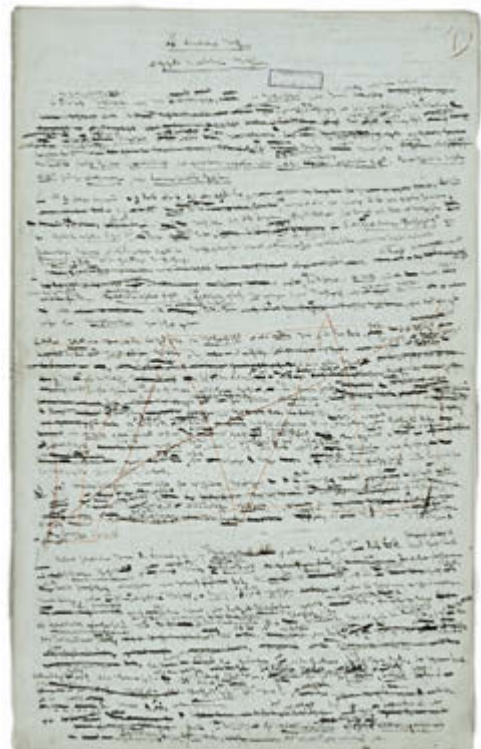
Erst mit dem Neubeginn unserer heutigen, zweiten MEGA wurde das Projekt wieder aufgenommen, die Schriften und den Nachlass von Marx und Engels unverfälscht und vollständig zugänglich zu machen. Die MEGA dient deshalb weltweit als Vorlage für neue Marx-Engels-Ausgaben und wird in viele Sprachen übersetzt.

Wir geben die MEGA heute in einer internationalen Forschungskooperation heraus, die uns auch den Zugang zu allen in anderen Archiven liegenden Manuskripten gewährleistet. Bemerkenswert ist dabei insbesondere, dass wir Zugang zum Russischen Staatlichen Archiv haben, wo wir auch eines unserer Editionsteams tätig ist. Außerdem befindet sich auch derer langjährige Sitz der Internationalen Marx-Engels-Stiftung (IMES), deren Vorstandsvorsitzender unser Akademiemitglied Professor

Abb. 7: Aus den Manuskripten zur „Deutschen Ideologie“, links der Text von Friedrich Engels, rechts von Karl Marx (Foto: IISG, Amsterdam)



Abb. 8: Seite aus den „Kapital“-Manuskripten von Karl Marx (Foto: IISG, Amsterdam)



Herfried Münkler ist, an der BBAW. Die Neukonzipierung der MEGA wurde insbesondere deshalb wichtig, um sie in überschaubarer Zeit abschließen zu können. Deshalb werden die Abteilungen III. und IV. künftig digital weitergeführt.

Nun zum Originaltext: Abbildung 7 zeigt eine Seite aus den Manuskripten zur „Deutschen Ideologie“, auf der die linke Spalte von Engels stammt, rechts, unter Kritzeleien, ist die Textschicht von Marx zu sehen. Auch Marx hatte offenbar gelegentlich Schabernack im Sinn.

Abbildung 8 stammt aus den „Kapital“-Manuskripten von Marx, die schwer zu datieren sind. Nicht unerwähnt bleiben sollte vielleicht auch, dass das „Kommunistische Manifest“ und der erste Band des „Kapitals“ seit 2013 zum UNESCO-Dokumentenerbe zählen.

Die größeren Durchstreichungen sind übrigens „Erledigungsvermerke“, das heißt, Marx hat diese Passagen in veränderter Form andernorts verwendet.

Durch die MEGA werden auch neue, bislang unbekannte Arbeitsgebiete von Karl Marx erschlossen, etwa seine Studien zur Chemie, Physiologie oder Geologie.

Die bereits veröffentlichten Bände der MEGA haben Referenzcharakter, ihre Texte bilden also die Grundlage von Studien- und Einzelausgaben Marx'scher Werke im deutschsprachigen Raum sowie für nahezu alle Übersetzungen. Ältere, zumeist ideologisch motivierte oder korrupte Ausgaben werden damit ersetzt; so wurde die MEGA-Neuedition der „Deutschen Ideologie“ zum Beispiel in Frankreich zum Bestandteil des akademischen Lehrplanes.

Aktuell werden Bände und Texte der MEGA in Brasilien, China, Frankreich, Griechenland, Italien, Japan, Slowenien, Südkorea und in den USA übersetzt. Hierbei handelt es sich in einigen Fällen (und zwar in China, Frankreich, Italien, Südkorea) um komplette Werkausgaben, die sich auf die MEGA als Textgrundlage stützen, um von deren Neuveröffentlichungen und dem durch sie ermöglichten neuen Zugang zum Marx'schen Denken zu profitieren. Die Herausgeber dieser Ausgaben – wie das chinesische Central Compilation and Translation Bureau (CCTB), das direkt dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Chinas unterstellt ist – werden durch das Akademienvorhaben bei der Konzeption ihrer Ausgabe unterstützt und in konkreten Fragen der Übersetzung beraten. Zu diesem Zweck existiert seit 2010 eine Kooperationsvereinbarung, durch die jährlich ein chinesischer Gastwissenschaftler für drei Monate an der BBAW arbeitet, während umgekehrt Kollegen der MEGA am Institut in Beijing präsent sind. In Deutschland basieren die Marx-Ausgaben der Suhrkamp-Studienbibliothek, des Reclam-Verlages sowie der Philosophischen Bibliothek des Felix Meiner Verlages auf der Textdarbietung und Kommentierung der MEGA. Die von den damaligen Parteiinstituten für Marxismus-Leninismus in Moskau und in Berlin herausgegebenen und lange Zeit weitverbreiteten „Marx-Engels Werke“ (MEW) werden damit zunehmend obsolet.

Die ersten Bände der MEGA wurden – gemeinsam mit TELOTA – bereits online realisiert und sind im Open Access zugänglich. Bislang sind acht Bände online, zeilengenau und voll zitierfähig verfügbar. Die besondere, neue Qualität – oder, um mit Marx zu sprechen: der Mehrwert – der digitalen Fassung liegt darin, dass Texte bandübergreifend recherchierbar werden. So können beispielsweise Manuskripte mit Druckfassungen verglichen werden.

Derzeit wird am 65. Band der MEGA gearbeitet. Anders, als man vielleicht meinen könnte, gibt es bei Marx noch viel Neues zu entdecken. So wird die Ausgabe im Ergebnis insgesamt zu einem ganz neuen Bild von Karl Marx führen und die Ausgaben der marxistisch-leninistischen Partei-Institute werden nicht das letzte Wort bleiben.

6. Die „Philosophischen Bemerkungen“ Kurt Gödels

Ich möchte nun noch ein Projekt erwähnen, das die BBAW seit September 2015 durchführt, nämlich die Herausgabe der Philosophischen Bemerkungen von Kurt Gödel. Für diejenigen unter Ihnen, die sich in Mathematik und Logik nicht auskennen: Kurt Gödel war einer der Größten seiner Zunft im vergangenen Jahrhundert. Er hat nur ganz wenig veröffentlicht, für jeden seiner Artikel würde beinahe jeder Mathematiker „sein Leben geben“. Im letzten Zeitraum seines Lebens hat Gödel philosophische Notizen gemacht und Schriften verfasst, die so gut wie unbekannt sind. Sie sind in Princeton entstanden, mit Bleistift in Gabelberger Kurzschrift geschrieben und kaum entzifferbar.

Das Princeton Institute for Advanced Study hat uns die Erlaubnis zur Transkription dieser Texte erteilt.

Abb. 9: Albert Einstein und Kurt Gödel in Princeton, circa 1948 (Foto: Oskar Morgenstern; mit freundlicher Genehmigung des Shelby White and Leon Levy Archives Center, Institute for Advanced Study, Princeton, NJ, USA)



Der Text besteht aus Bemerkungen aus fünf verschiedenen Disziplinen: Am Anfang der Seite ist die Kontinuumshypothese Gegenstand der Überlegung, dann folgen: Bemerkung (Physik), Bemerkung (Psychologie), Bemerkung (Philosophie) und Bemerkung (Philologie). Frau Professor Eva-Maria Engelen, die Projektleiterin der Forschungsstelle, widmet sich mit großer Akribie dem Entziffern dieser Texte.

Gödel wird – vorsichtig ausgedrückt – gelegentlich geschildert als eine nahezu vollständig auf Wissenschaft konzentrierte Persönlichkeit, die am normalen Leben nur wenig teilnahm. Deswegen vermutete man, dass die philosophischen Notizen vielleicht nicht sonderlich interessant seien. Hinzu kommt, dass mehrere Versuche, das Material zu entziffern, bislang gescheitert waren. Frau Engelen hat nun herausgefunden, dass es sich hier um ganz außergewöhnliche, philosophisch interessante Texte handelt. Die Verbreitung dieser Information hat inzwischen dazu geführt, dass von verschiedenen Seiten großes Interesse an einer frühzeitigen Herausgabe von Textteilen bekundet wurde. Wir werden diesen Wünschen jedoch nicht folgen, sondern nur das an die Öffentlichkeit geben, was nach sorgfältiger Prüfung als gesichert gelten kann, um die ursprünglichen Texte Kurt Gödels nicht zu verfälschen.

7. Schlussbemerkungen

Lassen Sie mich zum Schluss noch in Erinnerung rufen, dass wir uns in einem – zumindest für unsere Akademie – außergewöhnlich wichtigen Gedenkjahr befinden.

- Unser Gründungspräsident, der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz, dem wir unser aktuelles Jahresthema widmen, wurde vor 370 Jahren geboren und verstarb vor 300 Jahren.
- In seinem Aufsatz „Näherungsweise Integration der Feldgleichungen der Addition“, vor 100 Jahren erschienen in „Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 22. Juni 1916“, Seite 688–696, sagte unser Mitglied Albert Einstein die Existenz von Gravitationswellen voraus. Ihre Existenz ist in diesem Jahr nachgewiesen worden.
- Und vor 75 Jahren stellte das BBAW-Ehrenmitglied Konrad Zuse die Z3, den ersten funktionsfähigen, frei programmierbaren, auf dem dualen Zahlensystem mit Gleitkommazahlen und Boolescher Schaltungstechnik basierenden Rechner der Welt in Berlin vor.
- Mit dieser Erinnerung an bedeutende Daten der Wissenschaft beende ich die Festsitzung zum diesjährigen Leibniztag der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und lade Sie zu einem Empfang mit Erfrischungen und kleinen Stärkungen in den angrenzenden Räumen ein.

FESTSITZUNG ZUM EINSTEINTAG 2016



Projektpräsentationen und Empfang im Foyer des Nikolausaals (Foto: BBAW, Judith Affolter)

Der Einsteintag 2016 stand ganz im Zeichen der Jahresthemen-Initiative der Akademie. Das Jahresthema 2015|2016 „Leibniz: Vision als Aufgabe“ präsentierte seinen Festband „Vision als Aufgabe: Das Leibniz-Universum im 21. Jahrhundert“. Im Vorprogramm wurde der im Rahmen dieses Jahresthemas produzierte Film „Das Jahrhundertprojekt. Die Leibniz-Editionsstellen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften“ gezeigt. Wolfgang Klein eröffnete mit seinem Festvortrag zum Thema „Wie reich ist die deutsche Sprache“ das Jahresthema 2017|2018 „Sprache“ und im Foyer des Nikolausaals in Potsdam präsentierte sich unter dem thematischen Fokus beider Jahresthemen eine Reihe von Vorhaben der Akademie. Rund 500 Mitglieder, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Gäste aus Politik und Gesellschaft waren der Einladung gefolgt. Die Festsitzung erfreute sich durch die Teilnahme von Ministerpräsident Dietmar Woidke und Ulrike Gutheil, Staatssekretärin im MWFK, die sich beide mit Grußworten an die Teilnehmer wandten, der besonderen Aufmerksamkeit der Brandenburgischen Landesregierung. Aus Anlass des 100. Todestages erinnerte Akademiemitglied Matthias Steinmetz an Karl Schwarzschild, den Vater der Astrophysik, dessen Wirken eng mit dem Wissenschaftsstandort Potsdam und der Berliner Akademie verbunden ist. Vizepräsident Christoph Marksches stellte die neun neu in die Akademie aufgenommenen Mitglieder vor (s. a. Kapitel Zuwahlen), Präsident Martin Grötschel zeichnete Nachwuchswissenschaftler/innen mit Preisen der Akademie aus (s. Kapitel Auszeichnungen). Und auch in diesem Jahr verlieh Potsdams Oberbürgermeister Jann Jakobs im Rahmen der Festsitzung den Potsdamer Nachwuchswissenschaftler-Preis. Das musikalische Programm bestritt Jury de Marco, Horn und Trompete, mit Interpretationen von Bach, Beethoven und Bartók.

Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Brandenburg

DIETMAR WOIDKE

**Sehr geehrte Frau Staatssekretärin Gutheil,
sehr geehrter Herr Professor Grötschel,
Herr Professor Stock,
Herr Professor Klein,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Jakobs,
sehr geehrte Gäste aus der Wissenschaft,
Preisträgerinnen und Preisträger,
meine Damen und Herren!**

Heute Vormittag hatte ich im Rahmen meines Besuchs bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften die schöne Gelegenheit, mir einmal vor Ort Werk und Wirken der Akademie anzuschauen. Für die anregenden Gespräche und die interessante Führung durch das Archiv möchte ich mich noch einmal herzlich bedanken.

Besonders beeindruckt war ich von den umfangreichen und vielfältigen Schätzen, den Sammlungen von Dokumenten, Kunstwerken, Medaillen und anderen Quellen von wissenschaftlich-historischem Wert. Original-Manuskripte von Alexander von Humboldt, Briefe von Goethe, Heine und anderen Dichtern führen uns in eine faszinierende Welt.

Viele Zeugnisse der Vergangenheit werden in der Akademie nicht nur bewahrt, sondern digital aufbereitet und erforscht.

Die von der Akademie genutzte Technologie veranschaulicht sehr gut, wie wichtig heutzutage das Zusammenspiel moderner Hilfsmittel und historischer Quellen ist. Der Deutungsprozess des Recherchierens, Dechiffrierens, Interpretierens und Analysierens ist aufwändig. Er wird jetzt durch die Digitalisierung und die Verknüpfung unterschiedlichster Forschungsansätze enorm verfeinert und präzisiert. Erkenntnisse und Verständnis unserer, der Menschheitsgeschichte können auf diese Weise differenziert und ergänzt werden. Die synergetische Nutzung von Moderne und Historie: Dazu bietet die Akademie beeindruckende Forschungsmöglichkeiten.



Ministerpräsident Dietmar Woidke
(Foto: BBAW, Judith Affolter)

Synergetisch ist auch die trans- und interdisziplinäre Verbindung auf der Basis von nationalen und internationalen Kooperationen. Und das, meine Damen und Herren, das zeichnet die Akademie aus, das ist ihr Profil und ihr Markenzeichen:

Mit diesem Ansatz folgt die Akademie dem Vorbild ihres Gründers und hat sich dadurch im Kanon der wissenschaftlichen Einrichtungen national und international einen hoch geschätzten Ruf erworben.

Sichtweisen verschiedener Wissenschaftsschulen bereichern die eigene Perspektive, müssen aber manchmal auch ausgehalten werden. Die Akademie steht dafür, dass sie diesen Bogen nicht nur spannen kann und die fachlich vielgestaltige, mitunter auch spannungsreiche und vielleicht gar spannungsgeladene Fokussierung aushält. Sie sucht geradezu das weitgefächerte Spektrum

von Disparitäten zur Komplementierung wissenschaftlicher Erkenntnis, und sie vermag es produktiv zu nutzen. Aus der Physik wissen wir ja: Reibung erzeugt Wärme und Wärme wiederum Verbindungen.

Die Akademie setzt dieses physikalische Gesetz für ihre Art der wissenschaftlichen Betrachtung und Kommunikation um. Ein überzeugenderes Verfahren interdisziplinären Verhaltens kann es wohl nicht geben. Dieser gelebte Brückenschlag von Natur- zu Geisteswissenschaften verbindet gleichzeitig Ansätze von Leibniz und Einstein.

Meine Damen und Herren, Globalisierung und Flexibilisierung sowie die dafür eingesetzten Technologien beschleunigen unser Leben. Deswegen ist heute die ganzheitliche Erschließung unseres kulturellen Erbes aus unterschiedlichen Forschungsperspektiven wichtiger denn je. Dies leistet die Akademie etwa in ihren Langzeitprogrammen.

Die Langzeitforschung der Akademie gehört zu den wesentlichen geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschungen der Bundesrepublik Deutschland. Sie ist von überregionaler Bedeutung und von gesamtstaatlichem wissenschaftspolitischen Interesse.

Das Land Brandenburg begleitet die Entwicklung und die Arbeit der Akademie mit großer Anerkennung: Ich möchte hier nur beispielhaft das „Corpus Coranicum“ nennen.

Durch eine wissenschaftlich begründete Kommentierung des Koran wird primär das Ziel verfolgt, ein besseres Verständnis des Korans und seiner Verflechtung mit der abendländisch-europäischen Tradition zu ermöglichen. Damit leistet die Wissenschaft einen immensen Beitrag zum Dialog der Religionen und Kulturen. Dies ist Voraussetzung für eine gelingende Integration. In der derzeitigen politischen und gesellschaftlichen Situation in Deutschland und auch in Brandenburg ist gerade deshalb diese Forschung von höchster Relevanz.

Wir sehen es tagtäglich: Die Unwissenheit über Religionen kann Ängste, Vorbehalte und Vorurteile schüren. Mir ist es daher ein besonderes Anliegen, dass religiöses Leben besser verstanden und dadurch der gesellschaftliche Zusammenhalt in unserem Land gestärkt wird: „Einheit in der Vielfalt.“ Mit diesem seinem Credo war Leibniz hochaktuell. Und mit Ihrer Koranforschung haben Sie, verehrte Akademiemitglieder, einen richtungweisenden Weg eingeschlagen.

Meine Damen und Herren, die Etablierung dieses Abends hier in der Landeshauptstadt markiert die hervorragende Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern hier in der Region und darüber hinaus.

Der Einsteintag – als sozusagen „jüngerer Bruder“ des Leibniztages – steht für die gewachsene Kultur- und Wissenschaftslandschaft Berlin-Brandenburg. Er dient überdies als Bühne für die Verleihung der Preise der Akademie sowie des Potsdamer Nachwuchswissenschaftler-Preises für herausragende wissenschaftliche Leistungen. Mit dieser Auszeichnung werden heute exzellente Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gewürdigt.

Sie werden mit diesem Preis auch ermutigt, hier in Brandenburg ihre wichtige Arbeit fortzusetzen, in einer Region, die sich verpflichtet sieht, durch brillante Forschung und enge Kooperation der wissenschaftlichen Einrichtungen das Erbe von Leibniz und Einstein zu erhalten und fortzuführen. Schon jetzt möchte ich allen Preisträgerinnen und Preisträgern gratulieren! Mein ausdrücklicher Dank geht an die Stifter, Ausrichter und alle Forschenden, die mit ihrem Engagement unsere Wissenschaftslandschaft bereichern.

Ich bin gespannt auf den weiteren Verlauf des Abends und sehe den Begegnungen mit Freude entgegen.

Vielen Dank.

Ansprache der Staatssekretärin für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg

ULRIKE GUTHEIL

**Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Woidke,
Herr Akademiepräsident Professor Grötschel,
Herr Oberbürgermeister Jakobs,
sehr geehrte Herren Professoren Steinmetz, Markschieß und Klein,
Herr Professor Stock,
sehr geehrte weitere Mitglieder der Akademie,
meine Damen und Herren!**

Auch ich begrüße Sie alle sehr herzlich!

Wenn der Ministerpräsident höchst persönlich der Berlin-Brandenburgischen Akademie eine solche Anerkennung und Wertschätzung überbringt, dann ist das von der ressortspezifischen Staatssekretärin nur mit großer Freude zu vernehmen. Daher möchte ich seinen Worten gar nichts Inhaltliches hinzufügen, sondern diese schöne Gelegenheit nur nutzen, mich Ihnen als neue Staatssekretärin Brandenburgs für Wissenschaft, Forschung und Kultur vorzustellen. Und natürlich dazu, zum Ausdruck zu bringen, dass meine lange Verbundenheit mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften ganz sicher auch im neuen Amt Bestand haben wird.

Die Berlin-Brandenburgische Akademie steht besonders für den Brückenschlag von Geisteswissenschaft, Kulturgeschichte und Kultur. Die Akademie ist mit ihren Forschungsthemen ein wichtiger Akteur in im Wissenschaftsland Brandenburg. Und auch, wenn die Akademie ihre Mitglieder aus aller Welt beruft, was einen zusätzlichen Gewinn für die Wissenschaft hier bedeutet, greift sie immer wieder Themen auf, die gerade für diese Region eine hohe Relevanz besitzen.

Nennen will ich stellvertretend die interdisziplinäre Akademie-Arbeitsgruppe „Historische Gärten im Klimawandel“. Sie befasst sich mit der Frage, wie historische Parkanlagen unter veränderten klimatischen Bedingungen zukünftig bewahrt werden können. Die Arbeitsgruppe wird vier Parks genauer unter die Lupe nehmen, darunter mit Park Branitz und dem Babelsberger Park zwei Ensembles im Land Brandenburg. Überdies führt uns nachher ein Vortrag anlässlich des heutigen Einsteintags zum traditionsreichen Potsdamer Forschungsstandort Telegrafenberg: Dort wirkte der vor einhundert Jahren verstorbene Astronom und Physiker Karl Schwarzschild, der als Vater der Astrophysik gilt.

Matthias Steinmetz, Wissenschaftlicher Vorstand des Leibniz-Instituts für Astrophysik Potsdam (AIP) und Akademiemitglied, wird dessen Wirken würdigen. Kurzum: Von den alten Preußen, über die historischen Parks bis hin zur Weltraumforschung: Die Akademie und ihre Mitglieder befinden sich im Herzen „unserer“ Brandenburger Forschungslandschaft! Da werden wir auch in Zukunft viele Wege zusammen beschreiten können.

Mehr muss ich gar nicht sagen, aber umso größer ist meine Freude, mit Ihnen heute und in Zukunft immer wieder ins Gespräch zu kommen. Ich wünsche Ihnen allen einen wunderbaren Abend und der Akademie für ihre kommenden Vorhaben weiterhin viel Erfolg!

Karl Schwarzschild

MATTHIAS STEINMETZ

Die Astronomie ist die älteste der Wissenschaften. Noch relativ jung dagegen ist ihre Schwester, die Astrophysik. Mit der Entwicklung der Spektroskopie 1859 durch Kirchhoff und Bunsen wurde möglich, was noch wenige Jahre zuvor für unmöglich gehalten wurde, festzustellen woraus die Sterne sind. Schon wenige Jahre später die Antwort - aus denselben Elementen wie unsere Erde. Der Begriff Astrophysik – die Anwendung der physikalischen Gesetze auf die Objekte des gestirnten Himmels wurde geprägt. 1874 wurde in Potsdam auf dem Telegrafenberg das erste Institut gegründet, das den Namen Astrophysik in sich trägt – das Astrophysikalische Observatorium Potsdam (AOP), 1895 in den USA das erste wissenschaftliche Journal dafür, das *Astrophysical Journal*. Unter den Editoren war auch der Gründungsdirektor besagten AOPs, Hermann Carl Vogel. In diese Gründerzeit trat Ende des 19. Jahrhunderts ein wahrer Ausnahmewissenschaftler – Karl Schwarzschild. Lassen Sie mich seine Vita kurz stichpunktartig zusammenfassen: Erste wissenschaftliche Publikation als Gymnasiast mit 17, Promotion mit 23, mit 28 Berufung als Direktor der Sternwarte Göttingen, und damit verbunden der Gauß'sche Lehrstuhl, 1909 dann Direktor am AOP und 1912 Aufnahme in die Preußische Akademie der Wissenschaften.

Seine wissenschaftlichen Leistungen zu würdigen, reicht die Zeit heute nicht, selbst wenn ich den ganzen Abend zur Verfügung hätte. Man muss nur den Namen Schwarzschild bei Google suchen – Schwarzschild-Effekt – darum hatten photographische Abzüge früher einen Farbstich; Schwarzschild-Kriterium – dies erklärt den Aufbau der Sonnenatmosphäre; Schwarzschild-Design – eine Optik frei von Bildfehlern über ein weites Gesichtsfeld – es kommt auch zur Anwendung beim 39m Extremely Large Telescope, das die europäische Südsternwarte derzeit in Chile baut; Schwarzschild-Verteilung – die Verteilung der Geschwindigkeiten, mit denen sich die Sterne in unserer Milchstraße bewegen. Im Dezember 1915, als Offizier an der Front in Russland, gelang ihm als Erstem eine geschlossene Lösung der wenige Wochen zuvor von Einstein aufgestellten Allgemeinen Relativitätstheorie zu formulieren. Diese Lösung in ihrer physikalischen Bedeutung voll zu erfassen bedurfte noch weiterer 15 Jahre Forschung. Aus ihr ergeben sich auch die berühmte schwarzen Löcher – Objekte so kompakt, dass nicht einmal Licht ihnen entfliehen kann. Von einer Autoimmunkrankheit gezeichnet, verfasste er im Frühjahr 1916 seine letzte Arbeit, im Gebiet der neu aufkommenden Quantentheorie. Sie erschien am 11. Mai 1916. An diesem Tag starb Karl Schwarzschild. Er war 42 Jahre alt.

Als Potsdamer muss man zugeben, dass sich Schwarzschilds Familie nie wirklich wohl in Potsdam fühlte. Zu fremd war ihr das preußisch-militärische. „Ich kann mit einem Menschen nichts anfangen, der vor mir Respekt hat“, sagte Schwarzschild einmal. Bei der Suche nach Erkenntnis galt für ihn nur das Argument, die mathematisch-logische Stringenz. Die Astronomische Gesellschaft, deren Präsident zu dienen ich derzeit die Ehre habe, ehrt das Vermächtnis von Schwarzschild und verleiht seit 1959 die Karl Schwarzschild-Medaille als bedeutendsten Preis in Deutschland auf dem Gebiet der Astronomie und Astrophysik. Erster Preisträger war der Astrophysiker Martin Schwarzschild, sein 1912 in Potsdam geborener und 1933 nach Princeton emigrierter Sohn.

Vorstellung der neuen Akademiemitglieder

CHRISTOPH MARKSCHIES

Physik. Gesetze der Physik. Verfahren der Physik ... Schon länger, Herr Ministerpräsident, lieber Herr Woidke, Frau Staatssekretärin, liebe Frau Gutheil, Herr Oberbürgermeister, lieber Herr Jakobs, meine Herren Präsidenten, Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren – schon länger haben wir versucht, den Mann auf die Bühne zu bringen, nach dem unsere Festveranstaltung heute Abend benannt ist. Sie ahnen, dass das nicht ganz einfach war. Obwohl wir schon zum elften Male Einsteintag feiern, hat unser früheres Mitglied, nach dem wir diesen Tag benennen, immer wieder die Einladung abgelehnt. „Nachdem die Deutschen meine jüdischen Brüder in Europa hingemordet haben, will ich nichts mehr mit den Deutschen zu tun haben, auch nichts mit einer relativ harmlosen Akademie“, schrieb Einstein 1946, als die Bayerische Akademie das eifertig gestrichene Mitglied rasch wieder aufnehmen wollte. „Harmlos“ wird man das Verhalten der preußische Akademie in den dunklen Jahren nun freilich nicht nennen können und entsprechend deutlich wies Einstein das Wiederaufnahmebegehren von deren Nachfolgerin in Ost-Berlin ab. Dass es uns nun, nach über zehn Jahren doch gelungen ist, Einstein erstmals zum Einsteintag einzuladen, lag an einem anderen prominenten Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften. So wenig Einstein mit der ehemals Preußischen Akademie und ihren Nachfolgeinstitutionen zu tun haben wollte, so sehr bewahrte er seine Zuneigung zu seinem väterlichen Freund Max Planck, einem der wenigen Einzelnen, die nach Einsteins Worten „in dem Bereiche der Möglichkeit standhaft geblieben sind“, jedenfalls zu sechzig Prozent, wie er in einem Privatbrief einmal unumwunden deutlich formuliert hat. Planck hatte Einstein quasi entdeckt und schon vor dem Ersten Weltkrieg begründete sich eine Freundschaft zwischen zwei Gelehrten, die man sich verschiedener kaum vorstellen kann: Planck mit einem strengen preußisch-protestantischen Ideal, seiner Obrigkeit gegenüber gehorsam, Einstein dagegen nicht nur in wissenschaftlichen Fragen ein Rebell, der sich gegen Autoritäten auflehnte und leidenschaftlich für die Demokratie eintrat. Sie erlauben mir nun, meine sehr verehrten Damen und Herren, dass ich mich zurückziehe und unseren beiden Gästen das Wort erteile, zunächst Albert Einstein:

Albert Einstein: Na, lieber und verehrter Herr Kollege? Was denken wir über diese Veranstaltung heute? Verwandelt ist sie, die ehrwürdige Preußische Akademie. Neun neue Mitglieder nimmt sie auf, fünf davon sind Frauen. Ich bin entzückt.

Max Planck: Ich habe ja, lieber und verehrter Kollege, meine Schwierigkeiten mit dem Frauenstudium gehabt. Aber mich reut inzwischen, dass ich einmal geschrieben habe, dass Amazonen auch auf geistigem Gebiet naturwidrig sind. Meine Schülerin Lise Meitner hat mich da eines Besseren belehrt, die hochbegabten Einzelfälle muss man fördern.

AE: Ach, verehrter Herr Planck, warum immer so am Althergebrachten festhalten. Ich habe schon bei Emmy Noether den Göttingern geraten, rasch einen energischen Schritt in Richtung Berufung zu unternehmen. Man soll den Frauen, wie überhaupt, so auch für ihre wissenschaftlichen Studien alle Wege ebnen.

MP: Kennen Sie denn, verehrter Kollege und Freund Einstein, die neuen Mitglieder der Berlin-Brandenburgischen Akademie?

AE: Lieber Planck, ich habe vorhin in der Broschüre für neue Mitglieder geblättert, die am Eingang auslag, ich brauche ja im Gegensatz zu Ihnen noch keine Brille. Die Akademie hat eine Koreanistin aufgenommen, Eun-Jeung Lee von der Freien Universität Berlin, in Korea geboren und in Göttingen und Halle ausgebildet in Politikwissenschaft, Soziologie und Ethnologie. Entsprechend stark interessiert sie die Ideengeschichte, die gegenseitige Wahrnehmung der Kulturräume Asien und Europa und Transformationsprozesse in Korea, der wechselseitige Umgang mit Fremdheit hier und da, selbst über unseren Akademiegründer Leibniz hat sie gearbeitet.

MP: Eine Universität in Dahlem, lieber Freund Einstein? Koreanistik?

AE: Ja, Planck, da haben wir einige Entwicklungen verpasst. Frau Lee ist aber auch die erste Koreanistin der Freien Universität, die übrigens ganz in der Nähe der Straße im Grunewald liegt, wo Ihr schönes Haus stand, in dem wir so gern musiziert haben.

MP: Ach Einstein, erinnern Sie mich nicht an dieses Haus. Ist viel Leid über dieses Haus gekommen, nachdem Sie fortgegangen sind. Gut, dass es Trost in dieser Welt gibt.

AE: Frau Lee, verehrter Kollege Planck, beschäftigt sich übrigens auch mit Religion, mit dem Konfuzianismus und seiner Rezeption in Europa. – Keiner da von der jetzigen Akademieleitung. Ob Sie noch einmal als ständiger Sekretar die Mitgliedsurkunde überreichen können?

MP: Wenigstens, verehrter Freund Einstein, bei der Übergabe der Urkunden hat sich wenig geändert bei der Preußischen Akademie. Immer noch eine Rolle, immer noch gesetzte lateinische Worte. Es gefällt mir hier.

AE: Dann machen wir doch weiter, lieber Freund Planck. Martin Mulsow steht als nächster auf meiner Liste. Ein kleiner Anarchist, wie ich selbst: „Moderne aus dem Untergrund“ heißt seine Habilitationsschrift, die die Radikalisierung der Aufklärung beschreibt – er leitet das Forschungszentrum Gotha der Erfurter Universität, an der er als Professor für Wissenskulturen der europäischen Neuzeit beschäftigt ist. Studiert hat er übrigens auch in Berlin, an der Freien Universität, aber auch in München, Philosophie bei Dieter Henrich und war dann kurz auch an der

Rutgers University in New Brunswick beschäftigt, ganz in der Nähe meines Wohnortes Princeton in New Jersey. Neue Ideengeschichte, intellektuelle Biographie, kurz: Konstellationsforschung im Sinne von Henrich prägt seine Arbeit.

MP: Ist Mulsow tatsächlich ein kleiner Anarchist wie Sie und arbeitet nur über radikale Aufklärung?

AE: Nein, keine Sorge, Planck, er hat auch ganz anständige und obrigkeitstreuere Aufklärer wie Johann Lorenz Mosheim herausgegeben und über klassische Philosophen gearbeitet, Sie können ihm ruhig ein Mitgliedsdiplom überreichen.

Lieber Freund Planck, die nächste Urkunde werden Sie besonders gern überreichen. Lyndal Roper, geboren in Australien, ist nach Studien in Melbourne, Tübingen und London seit 2011 Regius Professor in Oxford und Fellow am Oriel College. Sie hat über Luther geschrieben, den Sie als evangelischer Christenmensch so verehren, obwohl der ja über uns Juden schreckliche Dinge geschrieben hat. Freilich in ganz neuer Weise: Luthers Körper, der Einsatz der Körperlichkeit für die Theologie der Reformation, die Wechselwirkung zwischen Reformation, Geschlechterordnung und Familienstruktur, auch zum Hexenwahn – mich freut, wenn die Gojim so kritisch mit ihrer Religion umgehen.

MP: Es reicht also nicht, wenn es um Luther geht, was mein Kollege und Freund Harnack in unserem deutschen Schicksalsjahr 1917 gesagt hat? Aber um das zu erfahren, muss ich wohl zuerst Frau Roper das Diplom überreichen, damit sie aus Oxford zu den Sitzungen nach Berlin kommen kann und mich darüber orientieren kann.

AE: Mein lieber Freund Planck, jetzt wird es besonders schön. Sie nehmen jetzt in Berlin auch Musikwissenschaftlerinnen auf und beschäftigen sich in der Akademie mit Musik. Musik wirkt ja nicht auf die Forschungsarbeit, sondern beide werden aus derselben Sehnsuchtsquelle gespeist und ergänzen sich.

MP: Schön gesagt, Einstein. Musik ist so rein und schön, dass ich sie als die innere Schönheit des Universums selbst ansehe.

AE: Könnte von mir stammen.

MP: Ist von Ihnen, Einstein.

AE: Gleich können Sie die Urkunde Dörte Schmidt überreichen, nach Studium von Musik (im Hauptfach Viola, wir können sie zum Quartettspiel gebrauchen) und Musikwissenschaft in Hannover, Berlin und Freiburg Promotion über das zeitgenössische Musiktheater, Stipendien in Basel und Paris, Habilitation in Bochum über die Oper im achtzehnten Jahrhundert, seit 2006 Professorin an der Universität der Künste in Berlin und seit diesem Jahr Leiterin des

Langzeitvorhabens der Werke und Schriften von Bernd Alois Zimmermann an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

MP: Sie halten es immer so mit der Neuen Musik, lieber Herr Kollege. Ich freue mich mehr auf Lully und Gluck, auf Händel und Mozart. Und überreiche also gern das Diplom, ein wirklicher Fortschritt: Musik und Musikwissenschaft in der Akademie.

AE: An Immanuel Kant, verehrter Kollege und Freund, habe ich ja immer geschätzt, dass er die Bedeutung der apriorischen Begriffe beim Aufbau der Wissenschaft hervorhebt und sie von Begriffen empirischen Ursprungs unterscheidet. Deswegen habe ich mir in der Broschüre der neuen Mitglieder besonders Marcus Willaschek angestrichen, seit 2003 in Frankfurt am Main als Inhaber des Lehrstuhls für Philosophie der Neuzeit tätig und seit 2012 in der Kommission tätig, die die Herausgabe der Werke Immanuel Kants an der Akademie verantwortet, nicht zufällig, wie mir scheint: Er wurde schon, nach dem Studium der Philosophie, Biologie, Psychologie und Rechtswissenschaft 1991 in Münster mit einer Arbeit über Handlungstheorie und Moralbegründung bei Kant promoviert und hat seither immer wieder Themen aus der ganzen Breite dem Werk des Königsberger Philosophen behandelt. Ihn interessiert aber auch die Frage, welchen epistemischen Zugang zur Welt wir haben und er antwortet jenseits von schlichtem Realismus und radikalem Skeptizismus auf diese Frage.

MP: Das höre ich sehr gern, mein lieber Einstein: Ein mittlerer Weg, fern aller Extreme und ganz ohne radikalen Anarchismus. Diesem Herrn Kollegen gebe ich sehr gern ein Diplom – wo bleibt übrigens der eigentlich dafür zuständige Vizepräsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie?

AE: Verehrter Herr Kollege Planck, wo der zuständige Vizepräsident bleibt, weiß ich auch nicht. Vermutlich müssen wir hier weitermachen. Er soll Theologe und Historiker sein, vermutlich fürchtet er sich, über neue Mitglieder der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse zu sprechen. Nun gut, das erledigen also jetzt wir Physiker, obwohl ja gilt: Alle Wissenschaft ist nur eine Verfeinerung des Denkens des Alltags. Barbara Albert steht jetzt auf der Liste, sie arbeitet an der Technischen Universität Darmstadt über die Synthese neuer Stoffe, insbesondere auf dem Gebiet der Boride. Als Festkörperchemikerin stellt sie in einem breiten Temperaturbereich besondere Stoffe her, synthetisiert mikroskalige Hohlkugeln aus Leuchtstoffen, detektiert einzelne im Gasstrom fliegende Partikel und nutzt sie zur Messung von Temperaturen in Verbrennungsprozessen. Die im Bereich der Chemie Forschenden haben sie zur Präsidentin der Gesellschaft deutscher Chemiker gewählt und so hat sie nun auch die Berlin-Brandenburgische Akademie zugewählt. Leider ist sie heute Abend verhindert und muss ihre Urkunde dann doch einmal selbst bei dem Vizepräsidenten abholen, falls er noch einmal wieder in Berlin oder Potsdam auftauchen sollte.

MP: Sind aber nicht Chemie und Physik eine Gruppe von Erfahrungswissenschaften, die ihre Begriffe auf das Messen gründet und deren Begriffe und Sätze sich mathematisch konstruieren lassen müssen? Braucht die Akademie nicht auch Mathematiker?

- AE:** Verehrter Herr Kollege Planck, lieber Freund, sehr präzise formuliert. Ich habe einmal ganz Ähnliches formuliert in meinem Vortrag über das Fundament der Physik von 1940. Deswegen haben die vermutlich auch Martin Hairer aufgenommen, den innovativsten Mathematiker auf dem Gebiet der stochastischen partiellen Differentialgleichungen, seit 2014 als Regius Professor an der University of Warwick, nach Studien und Arbeitsverhältnissen in Genf und New York. 2014 erhielt er die berühmte Fields Medaille für seine neuen Methoden zur Behandlung nichtlinearer stochastischer partieller Differenzialgleichungen, insbesondere der Kardar-Parisi-Zhang-Gleichung, die in zufälliger Weise fluktuierende Grenzflächen zweier Medien beschreibt und wegen ihrer Nichtlinearität problematisch war. Hairer entwickelte dafür eine Theorie, in der das Rauschen von der Dynamik abgetrennt wird und das System regularisiert ist – eine insbesondere im Finanzbereich sehr alltagspraktische mathematische Problemlösung. Auch für die grundlegende Gleichung der Hydrodynamik konnte er bedeutende Fortschritte erzielen.
- MP:** Ach, verehrter Kollege und Freund, das ist doch ein Mitglied nach meinem Geschmack, mit dem wir viel zu besprechen hätten. Aber leider konnte er heute nicht kommen und so kann ich ihm auch die Urkunde nicht überreichen.
- AE:** Ja, Planck, aber uns bleibt immerhin noch eine Kollegin in der biowissenschaftlich-medizinischen Klasse vorzustellen, die heute anwesend ist und der Sie gleich eine Urkunde überreichen können. Emmanuelle Charpentier ist ein entscheidender Durchbruch im Bereich der Regulationsmechanismen bei der Infektion und Immunität bakterieller Erreger gelungen und dieser Durchbruch beruht auf ihrer Entdeckung des RNA vermittelten Immunsystems – dem berühmten CRISPER-Cas9 – in Bakterien. Für Nichtfachleute: Eine Methode, um in sich wiederholenden DNA-Abschnitten, Clustered Regularly Interspaced Short Palindromic Repeats, gezielt DNA zu schneiden und zu verändern. Entsprechend oft liest man den Namen von Frau Charpentier, die seit 2015 Direktorin am Berliner Max-Planck-Institut für Infektionsbiologie ist, in den Medien. Dem Vernehmen nach forscht die in Frankreich geborene und in Paris ausgebildete Mikrobiologin, Genetikerin und Biochemikerin so engagiert, dass noch viele Kisten in Büro und Wohnung nicht ausgepackt stehen. Durch die Forschungen von Frau Charpentier ist mit dem CRISPR-Cas9-System ein biomedizinisches Werkzeug entwickelt, das auch die Gen-Reparatur von Humanzellen ermöglicht und damit zur Behandlung von genetischen Krankheiten des Menschen geeignet ist, für Fachleute außerordentlich einfach handhabbar, in unterschiedlichsten Anwendungen nutzbar. Weisheit ist eben nicht das Ergebnis von Schuldbildung, sondern des lebenslangen Versuches, sie zu erwerben.
- MP:** Einstein, Sie klingen ja vollkommen enthusiastisch. Ich bin auch beeindruckt, aber wie es meiner Natur entspricht, doch etwas zurückhaltender. Mich freut vor allem, dass die Gesellschaft, die meinen Namen trägt und deren erster Ehrenpräsident ich 1946 in schwersten Zeiten wurde, Frau Charpentier als Direktorin berufen hat. Entsprechend gern überreiche ich ihr die Urkunde.

- AE:** Einer fehlt noch, mein lieber Freund und Kollege. Dann reicht es aber auch. Und dann müssen die das wieder ohne uns hinkriegen in Berlin und Potsdam. Hans-Georg Frede ist als Außerordentliches Mitglied der Klasse für Technikwissenschaften zugewählt worden. Er forscht zur Modellierung des Landschaftswasserhaushaltes, von Nähr- und Schadstoffen in der Landschaft wie Stickstoff, Phosphor oder Pflanzenschutzmittel und zur Erhöhung der Wassereffizienz in verschiedenen Klimaregionen der Erde. Zuletzt war er langjähriger Leiter des Instituts für Landschaftsökologie und Ressourcenmanagement der Justus-Liebig-Universität Gießen, nach dem Studium in Göttingen und vielen weiteren Aktivitäten. Das beeindruckt mich, denn es ist doch absurd, wenn wir ein Stück Sumpfland erstehen, dort Kohl und Äpfel pflanzen und dafür erst die Wassertiere und Pflanzen durch Entwässerung umbringen müssen, oder?
- MP:** Ihren dezidierten Vegetarismus – fettlos, fleischlos, fischlos – habe ich nie verstanden, mein lieber Freund, aber warum nicht auch einen Fachmann für den Wasserhaushalt. Wenn es die Obrigkeit wünscht, wird sie ihre Gründe haben, ich will auch diese letzte Urkunde überreichen.
- AE:** Mein lieber Kollege und Freund Planck, es wird Zeit für uns, uns zu verabschieden. Angesichts der jüngsten Wahlergebnisse in meiner zweiten Heimat und auch in meiner ersten Heimat sollten wir die Mitglieder unserer alten Akademie und die Gäste dieses Festaktes doch noch einmal ganz direkt ansprechen.
- MP:** Sollten wir das, lieber Einstein? Sollten die Wissenschaftler nicht lieber bei ihrer Wissenschaft bleiben?
- AE:** Nicht immer so zögerlich, lieber Freund. Liebe Nachwelt, wenn Ihr nicht gerechter, friedlicher und überhaupt vernünftiger sein werdet, als wir sind beziehungsweise gewesen sind, so soll euch der Teufel holen. Wir müssen unser Bestes tun, das ist unsere heilige menschliche Verantwortung.

Festvortrag: Wie reich ist die deutsche Sprache?

WOLFGANG KLEIN

„Aus der geschichte der sprachen geht zuvorderst bedeutsame bestätigung hervor jenes mythischen gegensatzes: in allen findet absteigen von leiblicher Vollkommenheit statt, aufsteigen zu geistiger ausbildung.“

Sehr verehrte Freunde der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften,

wahrscheinlich geht Ihnen allen jetzt durch den Kopf, was dieses merkwürdige Zitat besagen soll, von wem es stammen mag und was es mit dem Thema dieses Vortrages zu tun hat. Eine dieser Fragen will ich gleich beantworten. Es stammt von jenem Mitglied unserer Akademie, dessen Namen weltweit vielleicht noch bekannter ist als der des Namensgebers unseres heutigen Tages: Es steht bei Jacob Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache von 1848. Die beiden anderen Fragen will ich zunächst einmal in der Schwebe lassen. Ich komme aber später darauf zurück.

Wie reich ist die deutsche Sprache? Was heißt überhaupt „reich“ im Hinblick auf eine Sprache? Es heißt offenbar nicht reich an Geld oder Immobilienbesitz, es heißt nicht reich an Vitaminen und Ballaststoffen, es heißt auch nicht gnadenreich oder schmerzenreich oder ehrenreich. Es heißt reich an Mitteln, um das zu tun, was eine Sprache leisten soll, nämlich es ihren Sprechern möglich zu machen, ihre Gedanken, Vorstellungen, Wünsche, Hoffnungen, Ängste und dergleichen so auszudrücken, dass andere sie verstehen können. Es geht um den Reichtum an Ausdrucksmitteln einer Sprache. Bevor ich auf die deutsche Sprache im Besonderen komme, muss ich vielleicht noch ein paar Sätze zu dem Begriff Sprache überhaupt sagen. Dieses Wort ist nämlich wie die meisten Wörter im Deutschen mehrdeutig, es wird in verschiedenen Weisen verwandt und man wird das Folgende nicht so recht verstehen, wenn man sich das nicht vor Augen führt. Mit Sprache meint man zum einen so etwas wie die unserer Spezies – und nur unserer Spezies – eigene Fähigkeit, gemeinsam außerordentlich komplexe Ausdruckssysteme zu entwickeln, sie von andern zu lernen und zur Verständigung mit Lebewesen der gleichen Art zu nutzen. Sprache in diesem Sinn ist also eine angeborene, eine genetisch gegebene Fähigkeit, es ist die biologische Grundlage, und so verwendet man das Wort, wenn man beispielsweise sagt, nur der Mensch habe Sprache.

In seiner zweiten Bedeutung meint man mit „Sprache“ genau jene Ausdruckssysteme, die man auf diese Art und Weise konstruieren kann, also Sprachen wie Deutsch, Französisch, Englisch, Tagalog, Kpelle und viele andere. Derzeit gibt es schätzungsweise 7.000 solcher Sprachen; viele weitere sind bereits ausgestorben. Sie sind im Einzelnen sehr verschieden; aber es gibt drei Züge, die allen gemeinsam sind und die man als definierend ansehen muss. Erstens, es besteht ein systematischer konventioneller Zusammenhang zwischen einer wahrnehmbaren Form und einer Bedeutung. Die Form ist eine bestimmte Lautfolge, ein Gebilde aus Buchstaben oder sonstigen graphischen Zeichen oder auch eine Gebärde. Die Bedeutung ist ein bestimmter Inhalt, der sehr unterschiedlicher Art sein kann; es können Dinge sein, abstrakte Ideen, Eigenschaften, Handlungen und vieles andere. Zweitens, es gibt einfache Ausdrücke und Regeln, nach denen man daraus zusammengesetzte Ausdrücke bilden kann, und es gibt Regeln, nach denen man aus einfachen Ausdrücken komplexere bilden kann. Die einfachen Ausdrücke sind, stark vereinfacht gesagt, die Wörter, der Wortschatz oder die Lexik der Sprache; die Regeln, nach denen man zusammengesetzte Ausdrücke bildet, sind ihre Grammatik. Das dritte definierende Merkmal ist eigentlich ein quantitatives, es ist die ungeheure Komplexität dieser Systeme. Eine normale menschliche Sprache hat Tausende, Hunderttausende, wenn nicht noch mehr elementare Einheiten; die Zahl der zusammengesetzten Ausdrücke ist eigentlich gar nicht ernsthaft irgendwie beschränkt; an jeden Satz kann man noch einen Nebensatz anhängen. Mit einem Wort Wilhelms von Humboldts: Eine Sprache zeichnet sich dadurch aus, dass sie von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen kann.

Mit einem wiederum anderen Begriff von Sprache hat man es zu tun, wenn man von der Sprache der Bienen, der Delphine, vielleicht auch der Sprache des Tanzes redet; bleiben wir aber einmal bei den Tieren. Im Jahre 1769 hat unsere Akademie eine Preisaufgabe gestellt, in der es um die Frage ging, ob die Sprache der Menschen unmittelbar von Gott gegeben ist oder ob sie sich von selbst gebildet hat, sozusagen aus dem Tiersein der Lebewesen allmählich zu dieser Höhe vorangeschritten ist, die wir heute beim Menschen kennen. Gewonnen hat den Preis jemand, der einige Jahre später gleichfalls Mitglied dieser Akademie wurde, nämlich Johann Gottfried Herder. Seine Abhandlung über den Ursprung der Sprache beginnt mit dem wunderbaren Satz „Schon als Tier hat der Mensch Sprache“. Was er damit deutlich machen wollte, ist: Es gibt einen klaren Unterschied zwischen der Art, wie sich Tiere miteinander verständigen, und dem, was der Mensch, als er sich über sein Tiersein hinausbewegt, daraus gemacht hat. Er entfaltet diesen Gedanken dann sehr ausführlich in seinem bedeutendsten philosophischen Werk, den „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“, wo er auf gut 100 Seiten beschreibt, wie sich unsere Spezies aus allmählich den kleinsten Organismen entwickelt hat; zu dieser Entwicklung zählen auch die Sprachfähigkeit und damit die einzelnen Sprachen. Die menschliche Sprache ist kein plötzliches Geschenk Gottes, sie hat sich wie alles in der Natur über einen langen Zeitraum entfaltet. Dies hat der Oberkonsistorialrat von Weimar übrigens schon gut 70 Jahre vor Darwin ausgeführt.

Ich habe bis jetzt drei Begriffe von Sprache genannt: angeborenes Sprachvermögen des Menschen, Sprache als ein komplexes Ausdruckssystem mit den vorhin genannten Eigenschaften und dann Sprache als ein sehr elementares System zur Verständigung, wie es also auch andere Lebewesen haben. Ein vierter Begriff ist Sprache im Sinne von Sprachgebrauch, den man sehr klar vom System selbst unterscheiden muss: Das System ist das Instrumentarium, über das man verfügt, der Werkzeugkasten sozusagen, der Sprachgebrauch ist die Art und Weise, wie man dieses Instrumentarium zur Verständigung mit Seinesgleichen verwendet. Was man so als Sprachkritik bezeichnet, ist meistens Kritik an einem bestimmten Sprachgebrauch, den man für schlecht hält, fast nie Kritik an den Systemeigenschaften einer Sprache. Diese aber sind es, die über den Reichtum einer Sprache, hier also der deutschen Sprache, entscheiden.

Was aber ist die deutsche Sprache? Das ist gar nicht so einfach zu beantworten. Man muss zumindest zwei große Verstehensweisen auseinanderhalten. Es ist, so sagen die Gelehrten, eine indogermanische Sprache, innerhalb dieser Gruppe eine germanische Sprache, innerhalb dieser Gruppe eine westgermanische Sprache wie das Englische, das Holländische und das Friesische. Es hat sich ungefähr zur Zeit Karls des Großen zu der damals als *thiudisce* – das heißt „volkstümlich“ – bezeichneten Form herausgebildet. Hier ist ein Beispiel:

„Eiris sazun idisi, sazun hera duoder
Suma hapt heptidun, suma heri lezidun
suma clubodun umbi cuoniowidi
Insprinc hapt bandun, invar vigandun.“

Wahrscheinlich haben die meisten hier, obwohl des Deutschen kundig, kein Wort verstanden. Aber alle Experten sagen uns: Es ist Deutsch, das erste Deutsch. Von Bertrand Russell, dem englischen Philosophen, gibt es die weise *Maxime*: Wenn sich die Experten in einer Sache einig sind, dann kann das Gegenteil nicht für sicher gelten. Nimmt man das als Richtschnur, dann muss das, was ich eben zitiert habe, nämlich den ersten Merseburger Zauberspruch, wohl Deutsch sein. Aber es handelt sich offenkundig um ein ganz anderes Ausdruckssystem, aus dem sich allmählich entwickelt hat, was wir heute als Deutsch betrachten. Es ist der historische Konnex, der die Einheit stiftet, nicht die Gleichheit als System.

Aber die historische Entwicklung ist nicht der einzige Grund, weshalb das, was man als „die deutsche Sprache“ ansieht, im Grunde aus ganz verschiedenen Ausdruckssystemen besteht. Also, „wenn isch das jetzt so vazeele gääng, wie ischs von meina Modda geleeat han, do wäad misch beschdemd kääna do vaschdeen, also loss ischs liewa bleiwe“. Hat das jemand hier verstanden? Besser als Althochdeutsch, aber die Unterschiede sind doch beträchtlich. Das war Saarländisch, genauer gesagt, die rheinfränkische Variante des Saarländischen – die Sprache, die ich bis zu meinem 10. Lebensjahr ausschließlich gesprochen habe, um mir dann das Hochdeutsche mühselig anzueignen. Es gibt eine große zeitliche und räumliche Variabilität innerhalb der deutschen Sprache; aber das ist nicht die einzige Variabilität. Beispielsweise gibt es einen erheblichen Unterschied zwischen gesprochenem und geschriebenem Deutsch, den man sich im Allgemeinen gar nicht vor Augen führt. So verfügt die gesprochene Sprache

über ein ganz wesentliches Ausdrucksmittel, das der geschriebene völlig fehlt; das ist die Intonation. Ob man sagt: ICH habe gestern angerufen, ich HABE gestern angerufen, ich habe GESTERN angerufen, ich habe gestern ANGERUFEN – all dies ist nicht dasselbe, und das ist nicht die einzige Möglichkeit der Differenzierung, die uns die Intonation erlaubt. In der geschriebenen Sprache gibt es nichts annähernd Gleichwertiges.

Offenbar ist also die deutsche Sprache nicht ein einheitliches System, sondern ein Bündel von mehr oder minder ähnlichen Teilsystemen oder, wie die Linguisten sagen, ein Bündel von Varietäten, die ineinander übergehen und die sich auch von anderen Sprachen, z. B. dem Holländischen oder dem Schwedischen nur mit Schwierigkeiten abgrenzen lassen. So hat man das Holländische noch bis ins 18. Jahrhundert zur deutschen Sprache gerechnet, und ob man beispielsweise das Jiddische, das aus dem Mittelhochdeutschen entstanden ist, als eigene Sprache ansieht oder als deutschen Dialekt, ist eher eine kulturelle denn eine linguistische Frage.

Dieses Bündel von Varietäten, aus denen die deutsche Sprache besteht, empfinden wir aber durchaus als eine Einheit. Das hat drei Gründe. Der erste ist die historische Entwicklung. Die vielen Varietäten, aus denen sich die deutsche Sprache zusammensetzt, haben sich aus einigen wenigen, die es schon zur Zeit Karls des Großen gegeben hat, ausdifferenziert, zum Teil auch wiederum angeglichen, ein Prozess, der auch heute noch im Gange ist. Der zweite Grund ist, dass es viele Ähnlichkeiten zwischen den Varietäten gibt, die unterschiedlich stark sein können; manchmal sieht man sie sofort, manchmal erschließen sie sich auf Anhieb nur dem Experten. Die beiden Beispiele, die ich vorhin gegeben habe, nämlich Althochdeutsch und Saarländisch, illustrieren das. Der dritte Grund, weshalb wir hinter dieser großen Variabilität doch eine Einheit sehen, ist der im vorliegenden Zusammenhang wichtigste: Unter all diesen Varietäten, den Spielarten, den Teilsystemen des Deutschen gibt es eine, der eine ganz besondere Bedeutung zukommt, weil erwartet wird, dass jeder sie in ihrer geschriebenen und gesprochenen Form beherrscht: Es ist die Leitvarietät, auf die man sich immer bezieht. Es ist jene Sprache, die man auch in den Schulen lehrt, die man in Zeitungen verwendet, die, wenn man gegen ihre Regeln verstößt, rote Striche des Lehrers zur Folge hat, es ist das, was man oft als Standarddeutsch bezeichnet. Manchmal sagt man: Die Hochsprache oder das Hochdeutsche, wobei letzteres ein schlechter Ausdruck ist, weil Hochdeutsch auch in einem Gegensatz zu Niederdeutsch steht; das aber ist hier nicht gemeint. Diese Standardsprache ist wiederum nicht vollkommen einheitlich. Das in Berlin, Wien oder Zürich gesprochene Standarddeutsch variiert in Grammatik, Aussprache und Wortschatz ein wenig; jeder kennt Beispiele dafür; aber diese Unterschiede will ich jetzt im Augenblick einmal vernachlässigen. Wenn man von „der deutschen Sprache“ redet, meint man entweder dieses große Bündel von Varietäten in ihrer Gesamtheit oder eben diese eine Leitvarietät. Ich werde im Folgenden nicht weiter auf das Bündel von Varietäten eingehen, in denen in meinen Augen auch ein gewisser Reichtum steckt, sondern mich nur auf diese Leitvarietät, auf das Standarddeutsche beziehen.

Dieses Standarddeutsche ist ein Erzeugnis ganz unterschiedlicher Vorgänge. Es gibt einerseits eine langsame Angleichung zwischen bestehenden Varietäten, die umso stärker ist, je intensiver die kommunikativen Kontakte zwischen den Sprechern dieser Varietäten sind. Die stetig wachsende

Bevölkerung, die abnehmende Ortsgebundenheit, die zunehmende Beherrschung der Schriftsprache, die Erfindung der Druckkunst führen dazu, dass man eine übergreifende Sprachform benötigt, die von möglichst vielen gebraucht und verstanden wird. Diese natürliche Entwicklung wird nun andererseits durch explizite Normierungen befördert; die entstehende Leitvarietät wird durch planmäßige Standardisierungen der Schreibweise, der Grammatik, der Lexik festgeschrieben. Dabei ist es kein Zufall, dass die Rechtschreibung eine besonders große Rolle spielt; sie ist in den Augen vieler die Norm aller Normen, denn die geschriebene Sprache hat eine größere kommunikative Reichweite als die gesprochene. Ich will das hier nicht im einzelnen verfolgen. Wichtig für unsere Frage ist, dass die Standardsprache das Produkt impliziter und expliziter Normierungen, von natürlichen Angleichungen und von Vorschriften, die in der Schule vermittelt werden, ist. An diese Normen muss man sich halten, sonst folgt der Rotstift des Lehrers, sonst droht das Gelächter der andern, sonst muss man sich auf soziale Sanktionen gefasst machen.

Das führt dazu, dass man, wenn man von deutscher Sprache redet, fast unweigerlich an diese Normen denkt. Wenn im öffentlichen Diskurs, z. B. den Sprachkritiken in den Zeitungen, von irgendwelchen Eigenschaften der deutschen Sprache die Rede ist, dann geht es meistens um Normen und Normverstöße. Man darf nicht schreiben „Goethe’s Werke“, das ist eine falsche Orthographie, man darf nicht sagen, „weil ich habe keine Zeit“, das ist eine falsche Wortstellung, und solche Regelverstöße führen bei manchen, denkt man an die leidenschaftliche Diskussion über die Rechtschreibreform, zu großer Empörung. Nun kann man die Eigenschaften der deutschen Sprache auch unter einem ganz anderen Aspekt als dem des Normverstößes betrachten, nämlich dem des Ausdrucksreichtums. Wie tragen bestimmte Eigenschaften der deutschen Sprache dazu bei, das wir all das sagen können, was wir sagen wollen? Das werde ich jetzt an einer kleinen Reihe von Beispielen diskutieren.

An dieser Stelle habe ich ein etwas mulmiges Gefühl – das Gefühl, dass ich jetzt gleich in ein Fettnäpfchen trete oder in mehrere Fettnäpfchen trete, ja, schlimmer, dass ich Sie veranlassen will, auch in diese Fettnäpfchen zu treten. Ich fange mit dem an, was am meisten in der Diskussion ist, der Orthographie. Eben habe ich schon ein Beispiel genannt, die Schreibung des Genitivs mit Apostroph, von manchen polemisch als Deppen-Apostroph bezeichnet: Goethe’s Werke, Ina’s Nagelstudio, Müller’s verschossener Elfmeter. Goethe selbst war es völlig gleichgültig, aber uns Heutigen stört diese Schreibweise irgendwie, da bin ich keine Ausnahme. Sie verstößt gegen eine Norm der deutschen Sprache, kein Zweifel. Aber macht es irgendeinen Unterschied im Ausdrucksreichtum des Deutschen, ob ich das Genitivattribut mit oder ohne Apostroph schreibe? Ich glaube nicht – was soll denn dieser Unterschied sein? Oder nehmen wir ein anderes Beispiel, das im Zusammenhang mit der Rechtschreibreform oft diskutiert wurde und noch wird: Soll man „Schiffahrt“ mit zwei oder mit drei „f“ schreiben. Wir könnten jetzt hier eine Abstimmung machen; interessanter aber wäre es, Ihre Meinung zu dem Folgenden zu erfahren: ändert es etwas am Ausdrucksreichtum der deutschen Sprache, ob ich das eine oder das andere wähle? Eigentlich nicht. Man könnte sich vorstellen, dass man diesen Unterschied zwischen zwei „f“ oder drei „f“ irgendwie funktional nutzt. Beispielsweise könnte man z. B. sagen, mit zwei „f“ bei kleinen Schiffen, mit drei „f“ bei großen Schiffen. Auf diesen

Gedanken käme man normalerweise nicht, aber dann hätte man in der Tat eine, wenn auch kleine, Bereicherung der Ausdrucksmöglichkeiten des Deutschen geschaffen; man weiß, ob das Schiff, von dem die Rede ist, klein oder groß ist. Hier ist ein drittes Beispiel aus der Orthographie: Wie steht es mit der vielen so rätselhaften Zusammen- und Getrennschreibung? Schreibt man „zutagetreten“, „zutage treten“, „zu tage treten“ oder „zu Tage treten“? Die Meinungen, glaubt man der Praxis, sind geteilt. Die Linguisten haben eine dezidierte, historisch oder funktional einwandfrei hergeleitete Ansicht, wenn auch nicht immer dieselbe, weshalb die Norm so oder so sein muss. Darüber will ich jetzt aber nicht diskutieren, denn, um Sie daran zu erinnern, es geht hier nicht um den Aspekt, wie die Norm ist und ob man irgendwelche Verstöße dagegen sanktionieren soll, sondern um die Frage, ob die Entscheidung für die eine oder die andere Norm etwas daran ändert, was man mit den Mitteln der deutschen Sprache ausdrücken kann. Es würde mich sehr interessieren und auch ein wenig erstaunen, wenn mal jemand sagen würde: Ja, da gibt es dann doch einen klaren Unterschied in der Bedeutung zwischen „im klaren sein“ und „im Klaren sein“, zwischen „rechthaben“, „recht haben“ und „Recht haben“.

Die regelmäßige Großschreibung der Substantive, die in diesen Beispielen neben der Zusammen- und Getrennschreibung auch eine Rolle spielt, ist ja ein Alleinstellungsmerkmal des Deutschen. Sie hat sich im 17. Jahrhundert eingebürgert, und eine Weile hat es auch andere Sprachen gegeben, Dänisch etwa, die sie verwendet haben. Heute ist es etwas, was – ich zögere, das Wort „auszeichnen“ zu gebrauchen – die deutsche Sprache auszeichnet. Nun kann man unterschiedlicher Meinung sein, ob das eine schöne oder eine weniger schöne Gepflogenheit ist. Ich selbst finde die Großschreibung hässlich, weil dadurch zwei Schriften vermengt werden: die Großbuchstaben sind ja nicht einfach groß geschriebene Buchstaben, sondern sie entstammen einer anderen Schrift, wie man beispielsweise an g-G oder r-R sehen kann. Es ist letztlich so, als würde man alle Verben am Anfang mit einem Frakturbuchstaben schreiben, damit man auch sieht, dass es ein Verb ist; an dieses Gemisch könnte man sich sicher im Lauf der Zeit gleichfalls gewöhnen. Nun geht es uns hier nicht darum, ob eine Norm schön ist oder nicht, sondern um den Ausdrucksreichtum. Kann ich irgendetwas zusätzlich ausdrücken oder besser ausdrücken, wenn ich alle Substantive groß schreibe, als wenn ich sie klein schreibe wie die anderen Wörter auch? Nein, für den Ausdrucksreichtum unserer Sprache ist das ganz egal. Man wäre sich allerdings der Dankbarkeit der Schüler sicher und ebenso der Ausländer, die Deutsch lernen müssen, wenn man sich an das in anderen Sprachen Übliche (oder übliche?) halten würde.

Ich rede hier nicht gegen Normen. Es muss Normen geben, die man zumindest in gewissem Grad beachten muss, wenn man von anderen verstanden werden will. Es geht darum, inwieweit bestimmte Normen den Ausdrucksreichtum unserer Sprache ändern oder nicht, und für die eben genannten und auch leidenschaftlich umstrittenen Regeln aus der Orthographie ist das schwerlich der Fall. Betrachten wir nun einige Beispiele aus einem anderen Bereich, nämlich der Flexion. Viele Sprachen, darunter das Lateinische und das Griechische, an denen sich unsere ganze Vorstellung von Grammatik ausgebildet hat, verfügen über eine sehr ausgebildete Flexion: „amo, amas, amat, amamini, amabam, amabo, amavero amavisset“ oder „rosa, rosae, rosas, rosis, rosarum“, was haben wir noch, „felix, felicitas, felici,

felicem, felicibus, felice, felicia“ und so weiter – ein staunenswerter Reichtum an Formen. Die romanischen Sprachen, die aus dem Lateinischen entstanden sind, haben diesen Reichtum größtenteils aufgegeben, wie ungeratene Kinder das ererbte Vermögen. Gewisse Restbestände sind noch da, bei den Verben etwas stärker, bei den Substantiven und Adjektiven kaum noch. Unter den germanischen Sprachen ist das Englische in der Preisgabe der Flexion sehr weit vorangeschritten. Es gibt außer dem Plural-s keine Flexion bei den Substantiven; bei den Adjektiven gibt es überhaupt nur noch eine schlichte Form; bei den Verben hat man die Flexion zu einem gewissen Grad bewahrt, allerdings auch sehr stark vereinfacht. Im Deutschen sind die Restbestände des ursprünglichen Formenreichtums, wie wir ihn im Althochdeutschen hatten, noch sehr viel stärker ausgeprägt. Ein wunderbares Beispiel dafür ist die Adjektivflexion: ein rotes Buch, ein roter Hut, der rote Hut, den roten Hut, mit einem roten Hut, mit rotem Hut und grüner Jacke. Ich weiß nicht, wieviele Ausländer hier im Saal sind, die sich jetzt wieder einmal über das Deutsche wundern. Könnte man es denn nicht so machen wie im Englischen? Da sagt man einfach immer nur „red“. Nein, man könnte es nicht so machen, es wäre ein so massiver Verstoß gegen die Normen des Deutschen, dass man sich lächerlich machen würde. Aber was könnte man nicht mehr ausdrücken, wenn man immer nur eine Form verwenden würde, also einfach „rot“ statt „rote, roten, roter“ und was es sonst noch alles gibt? Ich glaube nicht, dass der Ausdrucksreichtum des Deutschen dadurch in irgendeiner Weise beeinträchtigt würde. Man muss es aus normativen Gründen beibehalten, aber nicht, weil unsere Sprache dadurch ausdrucksreicher wäre; sie ist nur komplizierter.

Nun ist es so, dass es bestimmte Formen der Flexionen gibt, die einen klaren Ausdruckswert haben. Das gilt zum Beispiel für die Tempusflexion beim Verb: er schläft – er schlief, sie lacht – sie lachte, es ist spät – es war spät. Die Wahl zwischen den Tempusformen drückt einen ganz klaren Zeitunterschied aus. Wenn man diese Flexion aufgäbe, dann hätte man anders als bei der Adjektivflexion schon einen Verlust an Ausdrucksvermögen. Das ist offensichtlich. Allerdings es gibt Sprachen wie z. B. das Chinesische, die überhaupt keine Flexion haben, und seine ungefähr 1,3 Milliarden Sprecher können durchaus auch über die Vergangenheit reden und über die Zukunft. Wie machen sie das? Sie setzen ein Adverb dazu, so wie sie es für richtig halten, sie sagen z. B. „gestern“ oder „früher“ oder „in der Vergangenheit“ oder „in drei Wochen“, was wir ja auch tun können und tun. Man kann also genauso gut über Vergangenes und Künftiges reden, wenn man die Temporalflexion vollständig aufgäbe. Nun bin ich hier ein bisschen zögerlicher: Ich würde nicht so ohne weiteres sagen, dass es den Ausdrucksreichtum nicht beschränken würde, wenn man die Flexion hier aufgäbe. Es würde nämlich eine gewisse Redundanz zerstören, die manchmal ganz erwünscht ist, und es ist sicher kein Schaden, wenn man gewisse Alternativen hat. Aber niemand kann behaupten, dass es ein bedeutender Verlust wäre.

Man kann das Gesagte an einer Reihe weiterer Beispiele illustrieren, aber ich denke, der entscheidende Punkt ist klar: Man kann die Eigenschaften des Deutschen unter normativen Aspekten und unter Aspekten des Ausdrucksreichtums betrachten, und beides geht nicht unbedingt Hand in Hand. Hier komme ich nun auf das Einleitungszitat von Jacob Grimm aus seiner „Geschichte der deutschen Sprache“ von 1848 zurück, in dem er von einer typischen Entwicklung aller Sprachen redet:

„Aus der geschichte der sprachen geht zuvorderst bedeutsame bestätigung hervor jenes mythischen gegensatzes: in allen findet absteigen von leiblicher Vollkommenheit statt, aufsteigen zu geistiger ausbildung.“

Absteigen von leiblicher Vollkommenheit: das heißt, dass der Formenreichtum systematisch schwindet. Dieser Verlust ändert nichts oder wenig am Ausdrucksvermögen einer Sprache. Er macht die Sprachen schlichtweg einfacher, aber sie bleiben genauso leistungsfähig in dem, was sie eigentlich leisten sollen. Was aber führt zum „Aufsteigen zu geistigen Ausbildung“? Dies führt uns zu dem anderen großen Bereich aller Sprachsysteme, dem Wortschatz oder der Lexik.

Die Lexik, das sind die lexikalischen Einheiten oder, wie man etwas verkürzend sagt, die Wörter. Das Wort „Wort“ ist ein ganz schwieriger Begriff, weil es in vielen Verweisen verwendet werden kann. Ich werde es aber trotzdem hier einmal beibehalten als Ausdruck für die elementaren Einheiten einer Sprache; da gibt es viele Probleme und Gegenbeispiele, aber das wollen wir jetzt einfach mal hier so stehen lassen. Was glauben Sie, wie viele Wörter die deutsche Sprache der Gegenwart hat? Ich gebe einen kleinen Hinweis: Das zehnbändige „Große Wörterbuch der deutschen Sprache“ des Dudenverlags – derzeit das größte Wörterbuch der Gegenwartssprache – hat ungefähr 170.000 Stichwörter. Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm und vielen weiteren Mitarbeitern, das von 1852 bis 1961 erschienen ist und die Geschichte seit etwa 800 abdeckt, hat ungefähr 350.000 Stichwörter. Das „Oxford English Dictionary“, das beste Wörterbuch, das es überhaupt gibt, hat über 600.000. Der „Grand Robert“, das derzeit beste Wörterbuch der französischen Sprache, hat ungefähr 100.000. Sind damit wirklich alle lexikalischen Einheiten erfasst, die tatsächlich von der Sprechern dieser Sprachen genutzt werden? Im „Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache“, einem Vorhaben unserer Akademie, haben wir diese Frage einmal für das Deutsche untersucht. Das digitale Wörterbuch beruht auf sehr umfangreichen, digital aufbereiteten Corpora verschiedener Zusammensetzung – Zeitungstexte, wissenschaftliche Texte, Gebrauchsanweisungen, Ratgeber und natürlich Belletristik. Beschränkt man sich auf Texte aus den Jahren 1995–2005 mit einer Gesamtlänge von einer Milliarde Wörtern, dann ergibt sich, dass darin etwa fünf Millionen verschiedene Wörter vorkommen – wohlgemerkt, Wörter, nicht Flexionsformen; also „rot, rote, rotem, rotes“ usw. zählt als ein einziges Wort. Bei solchen Untersuchungen ergeben sich mancherlei Probleme bei der Zählung: soll man Namen, Zahlen und Abkürzungen einschließen, gilt „Strauß“ als ein oder als zwei Wörter, usw.? Deshalb liegt die Zahl vielleicht etwas niedriger, vielleicht auch etwas höher, aber fünf Millionen ist etwa die Größenordnung. Ebenso interessant ist es zu untersuchen, wie sich dieser Wortschatz im Lauf der letzten hundert Jahre entwickelt hat. Dazu haben wir ein ähnlich zusammengesetztes und ebenso umfangreiches Corpus aus der Zeit von 1905 bis 1915 untersucht, da findet man etwa 30 Prozent weniger Wörter. Mit anderen Worten: Die deutsche Sprache hat ihren Reichtum an Wörtern in knapp einem Jahrhundert um annähernd ein Drittel vergrößert. Wie kommt das? Darauf gibt es eine einfache Antwort: Man braucht mehr Wörter, um auszudrücken, was man ausdrücken möchte. Es sind viele Inhalte – Objekte, Handlungen, Vorstellungen und dergleichen – aufgekommen, die man vor einem Jahrhundert nicht kannte oder nicht in dieser Form kannte und für die man gerne ein Wort, einen Namen, eine Bezeichnung hätte. Was macht man, wenn z.B. zum ersten Mal ein

Gedanke auftaucht, ein Gegenstand, eine Eigenschaft, eine Handlung, für die es noch kein passendes Wort gibt? Im Prinzip gibt es vier Möglichkeiten. Man kann sich das an einem konkreten Fall vor Augen führen. Um 1880 haben verschiedene Leute, beispielsweise Carl Benz, annähernd gleichzeitig ein Fahrzeug entwickelt, das sich aus eigener Kraft fortbewegt. Dafür gab es noch kein Wort. Nun hätte man, erste Möglichkeit, einfach „Fahrzeug“ oder „Wagen“ dazu sagen können; das ist nicht falsch, aber so geht natürlich der entscheidende Punkt verloren, nämlich der Unterschied zwischen diesem sich selbst bewegenden Fahrzeug und den Fahrzeugen, wie man sie bereits kannte. Eine zweite Möglichkeit besteht darin, ein Wort zu erfinden, das den lautlichen Regeln des Deutschen entspricht, das es aber bisher nicht gegeben hat, beispielsweise „Tuft“ oder „Mocke“l. Von diesem eigentlich naheliegenden und sehr eleganten Mittel wird erstaunlicherweise nur sehr selten Gebrauch gemacht, wenn neue Wörter benötigt werden. Anders ist dies bei der dritten Möglichkeit, der Wortbildung auf der Basis vorhandener Wörter. Dabei kann es sich um Ableitungen handeln, bei denen man einem Wort ein Suffix wie -lich, -mäßig, -heit oder ein Präfix wie vor-, miss-, bei- hinzufügt, oder aber um Zusammensetzungen, bei denen zwei oder mehr Wörter zu einem neuen verbunden werden. Der Name unseres heutigen Festtages ist strukturell gesehen eine Verbindung von drei bekannten Einheiten, nämlich „ein“ und „Stein“ und Tag, auch wenn man bei „Einstein“ nicht unbedingt mehr an einen Stein denkt. Vom Potential der Wortbildung hätte man auch gut bei dem sich aus eigener Kraft bewegenden Fahrzeug Gebrauch machen können; man hätte etwa sagen können „Selbstbeweger“, ein tadelloses, gut verständliches Wort, das der Sache hervorragend gerecht geworden wäre. So hat man es allerdings nicht gemacht, sondern man hat das Mittel der Wortbildung mit einer vierten Möglichkeit, den Wortschatz zu bereichern, kombiniert – nämlich der Übernahme aus einer anderen Sprache; man spricht auch von „Entlehnung“, kein guter Ausdruck, denn man gibt das Wort ja nicht nach Gebrauch zurück. Im Falle des Selbstbewegers hat man sich sogar aus zwei Sprachen bedient und das griechische Wort „autos“, also „selbst“ und das lateinische Wort „mobile“ für „beweglich“ zu Automobil, verkürzt Auto, verbunden. Man hätte genauso gut das lateinische Wort für „selbst“ und das griechische für „beweglich“ wählen können. Dann hätten wir heute „Ipsokinet“, verkürzt vielleicht zu „Ipsio“. Das klingt seltsam, aber es ist auch nicht seltsamer als „Automobil“, ein Wort, das uns heute so selbstverständlich geworden ist, dass wir es gar nicht mehr als Fremdling empfinden.

Jetzt nehmen wir einmal einen Fall aus neuerer Zeit, der uns nicht so selbstverständlich geworden ist – noch nicht. Seit vielleicht 10 Jahren gibt es die folgende neuartige Handlung: wenn man mit seinen Freunden und Altersgenossen per Smartphone (eine Übernahme) in Kontakt ist und ausdrücken möchte, dass man irgendeine Sache gut findet oder auch nicht so gut findet, dann drückt man an einer ganz bestimmten Stelle einen Knopf. Sie wissen, was ich meine, selbst wenn Sie selbst nicht zu den touchtastaturtippenden Teenies gehören. Wie soll man diese täglich weltweit milliardenfach ausgeübte Handlung nennen? Im Englischen sagt man „like“ oder „to like“; aber das ist nicht eben scharf, denn dieses Verb bedeutet natürlich vieles. Welches Wort würden Sie im Deutschen wählen: „mögen“, „lieben“, „schätzen“ – alles gute Wörter, die aber den Kern der Sache nicht treffen. Nein, wir haben stattdessen zum Unwillen der Sprachkritiker ein englisches Wort übernommen: liken. Grammatisch ist es eingedeutscht, wie man an der Endung erkennt; allerdings wird seltsamerweise

die Schreibweise gewahrt; man könnte ja auch gut „leiken“ schreiben. Das alles mag man schauderhaft finden, zumindest geht es mir zunächst einmal so. Aber das ist eine ganz irrationale Reaktion gegen das Fremde, denn in Wirklichkeit wird so die deutsche Sprache in ihrem Ausdrucksvermögen bereichert. Es gibt eine neuartige Handlung, die man auf einmal präzise bezeichnen kann, und zwar eindeutiger als im Englischen, solange man dort bei dem Wort „like“ in seiner ganzen Mehrdeutigkeit bleibt. Es wäre daher vernünftiger, die Fremdlinge hier willkommen zu heißen und sie in geschickter Weise zu integrieren. Es ist ja nicht so, als würden deshalb Wörter „mögen“, „lieben“ oder „schätzen“ verloren gehen.

Der große Reichtum des deutschen Wortschatzes mit seiner stetigen Zunahme beruht nicht so sehr auf solchen Übernahmen, so wichtig und augenfällig sie sein mögen, sondern auf der dritten der vier genannten Möglichkeiten, der Wortbildung. Ihre beiden wichtigsten Mittel, nämlich Ableitung und Zusammensetzung, gibt es auch in anderen Sprachen. Aber im Deutschen sind sie besonders ausgeprägt. Betrachten wir ein Beispiel für Ableitungen. Mit einem Verb wie steigen kann man im Deutschen etwas machen, was Sie in diesem Reichtum, in dieser Fülle in keiner anderen Sprache finden. Sie können nicht nur, wie in dem Zitat von Jacob Grimm, „absteigen“ und „aufsteigen“ sagen, sondern auch „einsteigen“, „zusteigen“, „besteigen“, „ersteigen“, „versteigen“ (wie in „er hat sich im Gebirge verstiegen“), und wenn Sie etwas nachdenken, werden ihnen noch einige weitere einfallen. Dies erlaubt eine außerordentlich präzise und subtile Differenzierung, wie sie etwa das Englische, wo es eine ähnliche Möglichkeit mit nachgestelltem Element gibt, auch nicht annähernd erreicht. Versuchen Sie einmal, die genannten Wörter auf Englisch wiederzugeben! In anderen bedeutenden Kultursprachen, etwa Französisch, Italienisch, Russisch, gibt es gleichfalls solche Ableitungen, aber auch da nur in sehr, sehr eingeschränkter Form. Das Deutsche ist einzigartig in seiner Möglichkeit, durch solche kleinen Elemente differenzierte Darstellungen einer Handlung oder eines Geschehens auszudrücken. Das könnte man an sehr vielen Beispielen, übrigens auch bei Nomina, nachweisen, aber bei den Verben zeigt es sich am schönsten. Und das ist ein wundervoller Weg, den Ausdrucksreichtum einer Sprache zu erweitern.

Stärker noch gilt dies für die zweite Form der Wortbildung, die Zusammensetzung. Bei den Bestandteilen kann es sich um verschiedene Formen handeln, beispielsweise ein flektiertes Verb und ein Adjektiv wie in „Schlagetot“ oder ein Verbstamm und ein Nomen, wie in „Zugehfrau“; typisch sind aber reine Nomenverbindungen. Heute vormittag habe ich ein herrliches neues Wort dieses Typs gelesen, es heißt „Suppenkoma“; gemeint ist damit der Ihnen allen bekannte Zustand nach einem guten Mittagessen, wenn man bei dem anschließenden Vortrag in ein Koma fällt und den Redefluss nur noch als ein fernes Rauschen vernimmt und sich am Meer wäht. Von dieser Möglichkeit, neue Wörter zu bilden, wird im Deutschen exzessiv Gebrauch gemacht, manchmal zu sehr. Sie alle kennen Wortungetüme wie „Behindertengleichstellungsgesetz“ oder gar das bis 2013 in Mecklenburg-Vorpommern geltende „Rindfleischetikettierungsüberwachungsaufgabenübertragungsgesetz“. Gängig sind Zusammensetzungen aus zwei bis vier Bestandteilen; die aber machen den größten Teil des deutschen Wortschatzes aus. Nun könnte man sagen, dass ein solches Kompositum eigentlich

gar kein neues Wort ist, weil man ja seine Bestandteile schon kennt und sich die Gesamtbedeutung einfach aus der Bedeutung ebendieser Bestandteile ergibt. So einfach ist es aber nicht; man muss hier klar unterscheiden, was ein Kompositum bedeuten könnte und wie es tatsächlich verwendet wird. Nehmen wir ein gängiges Wort wie „Kindergeld“. Ein Deutschlerner, der sowohl das Wort „Kind“ (mit dem Plural „Kinder“) und das Wort „Geld“ kennt, nicht aber das Wort „Kindergeld“, könnte vermuten, dass es das Geld ist, das man aufwenden muss, um ein Kind zu kaufen oder zu verkaufen, wie beim „Brautgeld“. Oder dass damit das Geld gemeint ist, das man einem Kind als Taschengeld gibt. Oder das Geld, das man aufwenden muss, um die eigenen Kinder großzuziehen. Aber so wird das Wort nicht verwendet. Es ist das Geld, das man den Erwachsenen gibt, damit sie sich um ihre Kinder besser kümmern können. Wie ist das mit „Elterngeld“? Ist das das Geld, das man den Kindern gibt, damit sie sich besser um ihre Eltern kümmern können? Ist nicht so. Vor ein paar Tagen habe ich in der Zeitung das Wort „Baukindergeld“ gelesen. Ich weiß nicht, was damit gemeint ist, vielleicht das Geld, das Leute, die bauen wollen, als zusätzlichen Zuschuss zum gewöhnlichen Kindergeld bekommen; aber es könnte natürlich vieles bedeuten – sagen wir das Geld, das jemand erhält, der, weil er im Bau ist, seine Kinder nicht versorgen kann; oder das aus ebendiesem Grunde reduzierte gewöhnliche Kindergeld. Wie ist es mit „Luftloch“? Ist das ein Loch in der Luft, oder ein Loch, das mit Luft gefüllt werden muss? Es könnte auch ein Loch in einer Kiste sein, damit der Hamster, den man da eingesperrt hat, noch Atem bekommt. Bei manchen Menschen mag es sich auf den Raum zwischen den Ohren beziehen. Komposita können immer vieles bedeuten; aber sie werden typischerweise nur in einer oder zwei Bedeutungen verwendet, und es sind diese stabilisierten Verwendungen, die zum Ausdrucksreichtum des Deutschen beitragen.

Andere Sprachen, ich sagte es bereits, kennen gleichfalls Mittel zur Wortbildung, sowohl durch Ableitung wie durch Zusammensetzung. Keine aber hat damit ihren Wortschatz zu dieser ungeheuren Fülle ausgebildet, wie wir sie im Deutschen haben. Ich habe in den letzten Tagen ein wenig nachgeforscht, welche andere Sprache einen vergleichbaren Wortreichtum aufweisen kann. Es ist mir keine vorgekommen. Vielleicht ist die Lexik des Englischen doch reicher als die 600.000 Wörtern, die im „Oxford English Dictionary“ stehen; im Falle der 100.000 Wörter im „Grand Robert“ ist es sogar sicher so. Aber wir haben derzeit ungefähr fünf Millionen, das ist nicht so leicht aufzuholen. Und es ist eben vor allem dieser Wortschatz, von dem abhängt, was man in einer Sprache alles ausdrücken kann; das Lateinische hat eine wunderbar reiche Flexion, aber halt nur 60.000–70.000 Wörter; damit kann man mancherlei sagen, aber nicht entfernt so viel wie auf Deutsch. Das ist es, so glaube ich, was Jacob Grimm mit „Aufsteigen zu geistiger Ausbildung“ gemeint hat. Wir können immer mehr abstrakte wie konkrete Inhalte in immer differenzierterer Form darstellen, und was dieses angeht, so braucht sich das Deutsche hinter keiner anderen Sprache zu verstecken. Allerdings es reicht nicht, dass man einen großen, ja, einen gigantischen Werkzeugkasten zur Verfügung hat. Man muss auch Gebrauch davon machen können. Aber das ist ein anderes Thema.

Verleihung des Potsdamer Nachwuchswissenschaftler-Preises an Max Franks

JANN JAKOBS, OBERBÜRGERMEISTER DER LANDESHAUPTSTADT POTSDAM

**Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Woidke,
sehr geehrte Frau Staatssekretärin Gutheil,
sehr geehrter Herr Professor Dr. Grötschel,
sehr geehrte Mitglieder der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften,
sehr geehrte Damen und Herren!**

Mit dem Potsdamer Nachwuchswissenschaftler-Preis zeichnet die Landeshauptstadt Potsdam junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Region Potsdam für besondere Leistungen am Beginn ihrer wissenschaftlichen Laufbahn aus. In diesem Jahr wird der Potsdamer Nachwuchswissenschaftler-Preis zum zehnten Mal verliehen. Mein besonderer Dank gilt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften für die Gastfreundschaft und die Möglichkeit der Preisübergabe im Rahmen dieser Festveranstaltung.

Der Jury lagen insgesamt 21 Einsendungen vor. Gemeinsam haben wir die vorliegenden Arbeiten verglichen und bewertet und aus der Vielzahl der erstklassigen Arbeiten „die eine“ ausgewählt. Mein herzlicher Dank gilt den Jurymitgliedern für die konstruktive Zusammenarbeit!

LAUDATIO

Sehr geehrten Damen und Herren,
für seine herausragenden Leistungen auf dem Gebiet der Wirtschaftswissenschaften erhält Herr Dr. Max Franks den mit 5.000 Euro dotierten Potsdamer Nachwuchswissenschaftler-Preis.

Max Franks wurde am 21. Januar 1984 in Saarbrücken geboren. Nach seinem Zivildienst in der Psychiatrischen Klinik der Ludwig-Maximilians-Universität München begann er ein Studium der Physik an der Universität Regensburg. Nach dem Vordiplom wechselte er im Jahr 2006 zur Humboldt Universität zu Berlin. Nach einem Auslandsjahr in den USA an der University of California in Berkeley von 2009 bis 2010 schloss er sein Studium 2011 mit einem Mathematik-Diplom ab. 2012 begann er

seine Dissertation am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung (PIK). Für seine erste wissenschaftliche Publikation „Why finance ministers favor carbon taxes, even if they do not take climate change into account“ erhielt er 2015 den Best Paper Award der Green Growth Knowledge Platform. Seine Promotion konnte er im Juli 2016 mit „summa cum laude“ abschließen. Dr. Franks ist derzeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung in der Forschungsgruppe „Politikinstrumente“ tätig. Seine Interessen sind u. a. die Theorie öffentlicher Finanzen (insbesondere Steuerwettbewerb und Verteilungsfragen), Nachhaltige Entwicklung und Emissionsbepreisung.

Ausgezeichnet wird Dr. Franks für seine Dissertation „Rents, Taxes and Distribution: Towards a New Public Economics of Climate Change“, die er im Juli diesen Jahres an der Fakultät „Planen, Bauen, Umwelt“ der Technischen Universität Berlin mit „summa cum laude“ abgeschlossen hat. Während des Promotionsstudiums wurde er am PIK von Prof. Dr. Ottmar Edenhofer und Dr. Kai Lessmann betreut. Für den Potsdamer Nachwuchswissenschaftler-Preis wurde er vom Leiter des Forschungsbereiches Transdisziplinäre Konzepte und Methoden am PIK, Herrn Professor Dr. Dr. h. c. mult. Jürgen Kurths, nominiert.

In seiner Arbeit wählt Dr. Franks einen innovativen Blick auf die Ökonomie des Klimawandels. Er stellt die fiskalpolitischen Aspekte in den Vordergrund und untersucht Emissions-Bepreisung und Rentenbesteuerung hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf Wohlfahrt, Wachstum sowie die Verteilung von Einkommen und Vermögen. Dabei betrachtet er das Problem aus der Perspektive eines Finanzministers. Max Franks zeigt in seiner Dissertation auf, dass Regierungen – selbst ohne die Absicht, die Umwelt zu schützen – einen Anreiz haben, Kohlendioxid zu besteuern. Von den Finanzministern werden bei knappen Kassen immer lautstark öffentliche Investitionen in Bildung, Sicherheit oder das Transportwesen gefordert; ein CO₂-Preis könnte ein geeignetes Mittel sein, um die hierfür nötigen Einkünfte zu erzielen. Finanzminister könnten so Gelder in den Ausbau von Infrastruktur stecken und dem Gemeinwohl substanziell und nachhaltig nutzen. Dieser Nutzen ist volkswirtschaftlich bares Geld wert. Und er kommt eben auch dem Klimaschutz zugute, da ein CO₂-Preis einen starken Anreiz zur Emissionsreduktion setzt. Man könnte das als doppelte Nachhaltigkeitsdividende bezeichnen.

Nach Ansicht der Jury – der Professorin Neiman, Professor Buller, Professor Emmermann, Professor Engbert, Professor Kleger, Professor Müller-Röber und der Laudator angehören – ist die Arbeit von Max Franks durch den gewählten innovativen Ansatz, der die verschiedenen Implikationen der Besteuerung berücksichtigt, von besonderer Bedeutung. Der weit gefächerte komplexe Blick des Preisträgers hat die Jury sehr beeindruckt.

Meine Damen und Herren,

ich freue mich sehr, dass wir in diesem Jahr erstmals eine am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung entstandene Arbeit auszeichnen können. Ob die Klimakonferenz in Marrakesch, die Entwicklungen nach den Wahlen in den USA oder der Kohleabbau im Land Brandenburg – die Forscherinnen und Forscher des PIK melden sich zu Wort und bringen sich mit ihrem großen Wissen ein. Das PIK leistet

hervorragende Arbeit auf relevanten Forschungsgebieten und verfügt über eine hohe Strahlkraft über die Landesgrenzen hinaus. Ich zolle den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern am PIK meinen Respekt. Weiter so!

Herr Dr. Franks – bitte kommen Sie zu mir auf die Bühne.